

# Nacht und Tag

## (an keinem Ort)

---

>>> hier geht es direkt zur Leseprobe

---

### Inhalt. Themen. Struktur.

Abenteurer und Schranzen, Priester und Totschläger, blinde Heilige und falsche Huren: In atemberaubenden Windungen erzählt „*Nacht und Tag*“ vom ausgedehnten Leben des Max van Baccum. Es ist eine Rutschpartie hinab in den Schlund der Hölle – doch mit einer Art archimedischen Schraube geht es wieder hinaus. Dem Leser tut sich eine Welt auf, die ebenso abstoßend wie berauschend ist, real wie traumhaft versponnen.

— — —

Max van Baccum ist ein möbliertes Wrack, zuschanden geritten vom Wohlstand, weinschläfrig, wartend auf nichts und niemand, als ihn der Schock über den Tod eines Freundes zu einem Neuanfang bewegt. Ein Zufall führt ihn in die bizarre Welt des „*Himmel & Hölle*“, einer fabelhaften Mixtur aus Liebesdienst, Kunstbetrieb und Immobiliengeschäften. Impresario dieser Gesellschaft ist Felix Korte alias Hugo LaFarge, welcher zum Freund (und Rivalen) van Baccums wird. Es ist eine abenteuerlich gewendelte Stiege, die Max nun hinanstolpert, ein Schwindelmaß mit glitschigem Rahmen. Max spürt, daß er sich nicht halten kann, und sein *Horror Vacui* reagiert mit Gewalt. Als Antwort auf eine Provokation seiner Geliebten Sarah Furckh zwingt er diese in ein Russisch Roulette. Sarah überlebt, kann nur überleben, denn die Probe ist getürkt, und sterben soll sie ja auch nicht, nur erledigt soll sie sein, und das ist Max gelungen.

Nach dem Attentat flieht Max mit Korte | LaFarge auf die *Feria* von Pamplona, das große Stierlaufen, Ballermann im Baskenland. Gedankenlos werfen sie sich zwischen die tobenden Leiber, tief stecken sie ihre Hand in das dunkle Faß, und alles, was Max herauszieht, das zieht ihn noch tiefer hinein. Gemeinsam laufen sie achtährlich die *Encierro*, täglich ein Stückchen näher bei den Stieren, täglich ein Stückchen näher an der Sensation, am Geruch des Todes. Bei einem der Kämpfe in

der Arena kommt ein *Torero* ums Leben. Dieses Erlebnis trifft van Baccum bis ins Mark. Er „*hatte einen Menschen sterben sehen, mit eigenen Augen! Ganz nah dabei war er gewesen. Er hätte weinen können vor Glück.*“ Spätestens jetzt hat ihn der Teufel bei der Gurgel. Und so kommt es zur nächsten Tat. Auf der letzten Encierro stößt er Felix vor einen Stier – einfach so, und „*weil sie aneinander kleben wie ein Klumpen Lehm, aneinander und an dieser blöden Stadt und an dieser blöden Stierkampfscheiße.*“

LaFarge wird zum Krüppel, van Baccum aber setzt seine Reise fort, illusionslos und verloren, wie auf einer Schnellstraße zu Dantes Inferno. Mit einem pornographischen Fahrgeschäft zieht er durch halb Europa. Seine Begleiter: Rekordhuren, Trapezkünstler der Lust, und was sie tun, ist „*ein Mißbrauch des Leibes als Amboß.*“ Keiner hält so etwas aus, keiner wie van Baccum. Und so torkelt er durch die Nacht, würgt und würgt und kann sich doch nicht erbrechen, denn das Leben, „*es ist geschmacklos. Es geht einfach weiter.*“ Und wieder brüllt das Böse in ihm. Nahe Prag treibt er einen rumänischen Stricher kaltblütig in den Tod. Erst jetzt flackert es in van Baccums Hirn, erst jetzt wird ihm bewußt, was er angerichtet hat. Er fällt in Träume aus Wahnsinn und Schuldgefühl, das jene den ersten nährend. Nach einer qualvollen Nacht, in der sich Max vorkommt wie ein Ofen, dem man das Brennholz entzogen hat, und der nun anfängt, sich selbst zu verspeisen, Ofenbeine, Ofenrohr und Ofenrost, aber der sein Bein nicht verträgt und nicht sein Rohr und seinen Rost, und dem von sich selbst ganz schlecht wird, nicht mehr ganz und längst nicht Asche – nach dieser Nacht wagt van Baccum eine verzweifelte Wende, erst in einem Sanatorium, später als Gast in einem Kloster. Die Anstrengung gelingt, der verdorrte Ast zeigt Knospen. Über zehn Axiome erarbeitet sich Max eine ebenso klare wie provokante Lebensformel, eine simple Investitionsrechnung, abgezinst auf das Hier und Heute:

$$L = \sum_{j=1}^T \frac{(a_j + c_j \sqrt{R_{j-1}})Z}{(1 + b_j - d_j \sqrt{R_{j-1}})}$$

Während Max noch mit Trippelschritten Richtung Erleuchtung unterwegs ist, beginnt gleichzeitig das Mahlwerk der *Zeit* gegen ihn zu arbeiten. Die Welt ist nicht stehen geblieben seit Beginn seiner spukhaften Reise, und weder Sarah Furckh noch Hugo LaFarge sind aus ihr herausgetreten. Das ungleiche Paar, es hat sich gegen Max verbündet. Sie: ein seelisches Wrack, zusammengehalten nur von ihrem Drang nach Rache. Und Hugo? Aus dem furchtlosen Drahtseiltänzer ist ein *Verlierer* geworden, ein Hinkfuß und Steifbein, aber auch ein hadernder Schwächling mit zitternder Hand. Als solcher läßt er alle Vernunft fahren und heuert an auf dem Geisterschiff der Sarah Furckh. Es gelingt ihnen, Max aufzuspüren und zu entführen. Während die Polizei auf der Suche nach Geisel und Geiselnehmern ist, sitzen diese gemeinsam im Bunker einer alten Industriearbeit, und Max durchmißt in seinen Träumen das Fegefeuer. Endlich hat die Staatsmacht das Versteck gefunden. Beim Sturm auf den Bunker werden LaFarge und Sarah erschossen. Aber Sekunden, bevor eine Maschinenpistole ihre Saat über Sarah Furckh verteilt, feuert diese auf Max.

---

„*Nacht und Tag*“ ist die Geschichte einer Suche, dem großen parzivälischen Motiv, nur daß unser Parziväl keinen Gral vor Augen hat, sondern ein unbekanntes Etwas, von dem er nicht weiß, was und ob es ist. Und es dauert lange, bis er begreift, daß er überhaupt sucht. Bis da ist sein Dasein ein seltsames *Perpetuum Mobile*, wo Stolpern das Stolpern nährt und ein Umweg den nächsten, wie im Traum, Du willst fortlaufen, aber etwas hindert Dich, Du willst bleiben, aber es treibt Dich, unstedt beständig, es geht nirgends hin, es hält nirgends an. Und je weiter er läuft, desto stärker verstrickt er sich, und je wunderbarer die Kapriolen sind, mit denen er sich zu befreien sucht, desto mehr macht Max sich schuldig. Wie Parziväl ist van Baccum ein Getriebener, eine zerrissene Persönlichkeit, ein *Dubius*, zweigeteilt wie Nacht und Tag. Während Parziväl jedoch in seiner Schuldhaftigkeit seltsam rein bleibt, ein tumber Tor zwar, aber auch ein reiner Tor, einer, der auf der Suche nach dem Gral blind an selbigem vorbeirent, der tapfer ist, aber auch ein Depp, der schuldig wird, ohne es zu wollen, ein junger Sporn, den die Torheit rettet, wird Max schuldig aus Neugier, aus Gelegenheit, ja, aus kaltem Willen. Er ist ein mündiger, aufgeklärter Mensch, ein erfahrener Mann ohne die Ausrede der Jugend. Wo Parziväl sein Ziel kennt (und Regeln), aber nicht seine Schuld, kennt Max seine Schuld, aber nicht sein Ziel (und keine Regeln). Insofern ist van Baccum eine typische Ausgeburt des vergangenen Jahrhunderts, ein wüstes und verwüstetes Ich in einer vermaledeiten, seltsam scheuklapprigen Zeit, welche Ideale als Kitsch und Gott als Esoterik begreift. Aber ihre Ära geht in „*Nacht und Tag*“ zu Ende. Sie hat nicht mehr die Kraft, das klein zu halten, was zu jeder Schuld dazugehört: Die Aussicht auf Erlösung. Es gibt sie tatsächlich, auch im 20. Jahrhundert, auch für Max. Aber sie geht nicht soweit, daß sie dem Erlösten den Gral zeigt.

Welche Rolle Gott dabei spielt? Es ist die des Rauschens im Hintergrund. Es ist immer da, dieses Rauschen, mal hebt es an zu einem Sturm, mal bescheidet es sich mit Säuseln und Seufzen, aber es ist immer da, wie ein Tinnitus; selbst nach Maxens schlimmsten Stunde, da man den Tod des Rumänen auf seine Rechnung bucht, springt die Platte wieder an. Van Baccum akzeptiert schließlich die Rolle Gottes, aber er schränkt sie auch entscheidend ein: „*Gott ist nicht allmächtig.*“ Dieser simple Satz, gefunden mit der Logik eines Kindes, schleift Büchners *Fels des Atheismus*: Gott zeichnet nicht länger verantwortlich für jedes unverschuldete Leid; er (nicht länger: ER) und der Mensch sind natürlich Verbündete. Das ist nicht länger die Herr- und-Knecht-Beziehung, bei dem der eine um Gnade winselt, und der andere sie nach *Gusto* gewährt. Das ist ein Vertrag Rousseau'scher Prägung.

— — —

„*Nacht & Tag*“ hält sich in seiner Struktur an die Fünffaktigkeit des klassischen Dramas. Der erste Akt, welcher mit Max' Aufbruch endet, erklärt, warum etwas ist, was und woher es ist. Auf diese Eröffnung folgt der narrative Kern des Romans: In mään-dernden Etappen führt er uns quer durch Europa. Die anschließende, kaum noch für möglich gehaltene Wende ist als Kontrapunkt zum Erzählfluß angelegt: Still, handlungslarm, mit wenigen Personen. Der kürzeste Abschnitt des Geschehens. Leider ist der Höhepunkt einer Kurve kein Ort für ein stabiles Gleichgewicht. Und so reicht ein kleiner Stoß, und die Kugel rollt wieder herab. Doch bevor sie ins Jenseits trudelt, muß Max durch den Scheuersack, ein irdisches Purgatorium mit enormer Bremswirkung. Als Geisel gefangen, erlebt er einige Tage wie im *Auge des Orkans*, aber

Vinzenz Thuine  
Normannenstraße 8, 14129 Berlin  
thuine@berlin.de

natürlich zieht der Sturm weiter, und es ist klar, wie er enden wird. Das ist eine Katastrophe und auch nicht.

---

## Leseprobe.

*Die Leseprobe umfaßt acht Kapitel aus der ersten Hälfte des Romans. „Das Telegramm“ ist der Auftakt von Nacht und Tag, das buchstäbliche Hereinflattern der Realität, die dadurch ausgelöste Konfrontation des Maximilian van Baccum mit sich selbst, seiner Vergangenheit, seinem Scheitern, mit dem, was noch übrig ist von seinen Plänen, seinen Idealen, seinem: was auch immer.*

### Das Telegramm

„*Carlito*, Schätzelchen! Man darf *Champagner* nicht nippen! Man muß ihn saufen! Sonst rummst er nicht, der *Brut de France*, kein Schlag, kein Bitzeln, nichts! – Schau’ zum Himmel, Mädchen! Lorenz brüllt, es steht die Luft, und Wasser spritzt uns aus dem Leib! Aber Du leckst am Glas, als wär’ das Zeug aus Galle! Was soll das, willst mich beleidigen? Los, mein Freund, gib’ Dir ‘n Ruck, bevor ich mich vergesse! Da! So wird’s gemacht!“ Carl wurde fast schlecht vom Ton, der aus dem Magen kam. Max van Baccum aber grunzte zustimmend, und das Grunzen zeugte von gleicher Quelle. Typisch Felix. Er hatte so seine Art, die Leute anzugehen. „Du weißt doch, Dummheit frißt, Intelligenz säuft.“ Schlicht und direkt, lieber gerülpst als gereimt, Rippenschlag als Liebesbeweis. „Und mein Darmwind ist Poesie!“ Carl machte die Derbheit seiner Freunde rasend, er ließ sich hochnehmen damit, jedes Mal, ganz automatisch, als hätten sie einen geheimen Knopf gedrückt. Was ihn nur noch mehr fuchste. Wie gern doch wär’ er souverän geblieben, einer, an dem alles abperlt, der lässig mit den Fingern schnipst, beherrscht und beherrschend ist, stoisch, meinethalben selbstgefällig. Vergebliche Mühe! Es fuhr ihm einfach gegen den Strich, dieses Polternde, Wilde. „Meine Güte, was für ein Sensibelchen“, äffte dann Felix, und Max stimmte ein in den *Refrain*. Carl der Schöngeist. Carl der Feinfühlige. Carl der Fehlverstandene. Ein verzärteltes, kleines Bübchen! Einer, zu dem das „C“ so richtig paßte: Carl Maria Picard. „*Carl... Carl... Carl...*“ – –

„Herr van Baccum, was ist denn los mit Ihnen? Ist Ihnen nicht gut? Jesses Maria und Josef, der ist ja gar nicht bei sich!“ Frau Klara, Zeugmeisterin und guter Geist, stürzte ins Haus zurück. In ihrer Not fiel ihr nichts anderes ein als der Putzeimer. „Er wird sich eine Lungenentzündung holen“, seufzte sie. Einen Augenblick hielt sie inne, die Reihenfolge ihrer Pflichten abwägend, dann holte sie aus. „Leben schlägt Gesundheit.“ Die Resolute verliert manchmal, wer unschlüssig ist, immer. „Verdammt nochmal, was soll das?“ Max wischte sich das dreckseifige Wasser aus dem Gesicht.

Ein Handtuchrubbeln später rutschte er wieder in seinen Rattansessel. Es war Mitte Februar. Vier Tage lang hatte es ungewöhnlich stark geschneit in Berlin, der Garten war tief ins Weiß getaucht, aber endlich war das Wetter weitergezogen und strahlendes, durch keine Wolke getrübt Winterblau überspannte nun das Land. Zwar verharrte das Quecksilber unter dem Gefrierpunkt, aber Max hatte sich in wollene Decken gewickelt und eine mannshohe Heizlampe aufgestellt, so wie sie die Gastronomie benutzt, für den Gast, der auch im Winter seinen Schnaps vor der Türe trinkt. Wenn er von seinem Platz aufschaute, konnte er sehen, wie Schneeflocken aus dem

Geäst der alten Buche fielen und für einen Moment in der Sonne glitzerten wie Pailletten an einem Abendkleid.

„Möchten Sie vielleicht einen Kaffee? Der wird Sie wieder zu Kräften bringen.“ (Einundzwanzig, zweiundzwanzig.) „Sie sollten nicht soviel Wein trinken. Am helllichten Tag! Und ausgerechnet Port. Es ist schon das sechste oder siebte Glas heute. Da ist es ja kein Wunder, wenn einem schwindelig wird.“ „Ja, Klara, es ist gut.“ „Was sollte ich denn machen? Sie sackten weg wie Nichts, da blieb mir nur das Seifenwasser.“ „Es ist gut, Klara!“ „Ich sag’ schon nichts mehr. Aber Sie sollten trotzdem einen Schwarzen nehmen.“ „Ja doch.“ Klara stellte das halbvolle Weinglas aufs Tablett; ihre gestärkte Schürze blendete wie Gletschereis. „Übrigens, war was mit dem Telegramm?“ „Was?“ „Das Telegramm! Sie hielten es in der Hand, als... Sehen Sie, es ist ganz naß geworden.“ „Geh in die Küche und mach Kaffee!“ Max starrte auf das Papier und seinen dünnen Text.

Max hieß eigentlich Maximilian. Maximilian Ernst Parzivâl van Baccum. Ein seltsamer Name, wie er fand, seltsamer noch als die Tatsache, daß er an einem Neujahrstag geboren wurde, drei Minuten nach Mitternacht. (Ein Spurter wird er sein, wo das Leben ein Marathon ist.) Der *Parzivâl* hatte ihm das Leben schwer gemacht. Viele Jahre lang hatten ihn seine Schulkameraden aufgezogen damit, systematisch, viele lange Jahre lang, seine ganze Reifezeit. „Du sollst nicht den Weg des gewöhnlichen Menschen gehen“, hatten sich seine Eltern verteidigt, doch Max nahm das Argument nicht an. Pah! Ausgerechnet Parzivâl! Daß der Kerl bücherlang nach dem Gral sucht und dabei an jeder Ecke Schuld auf sich lädt, nun gut, geschenkt. Daß aber sein Heldentum von ehrpusseliger Tumbheit durchwirkt ist, das akzeptiert ein Fünfzehnjähriger nicht. Ein Held und ein Depp, stumpf wie fünf Meter Feldweg, nein, das ginge nicht zusammen. Max verstand auch später nicht.

Er hatte es trotzdem zu etwas gebracht. Nach Lehrjahren in Köln und einem fulminanten Aufstieg in *god's own country* hatte es ihn weiter nach Berlin gezogen, *mittenmang*, im Jahr fünf nach der Wende. Weil ihm die Westvillen zu westlich und die Potsdamer zu weit weg waren, tauchte er seine Hand tief in das dunkle Faß Pankow, in den grad noch nahen Osten, rührte und suchte, tastete und fluchte, und was er herauszog, war aufregend und schön: Die ehemalige Hofgärtnervilla des Schlosses Niederschönhausen in der Dietzgenstraße. Gebaut um 1861, beherbergte sie nach dem Krieg zunächst einen verdienten Dichter, gewährte anschließend Obdach der kubanischen Botschaft und wurde schließlich umgemünzt in ein Verwaltungsgebäude für die Diplomatischen Vertretungen in der DDR. So hatte man es ihm erzählt. Das Kleinod war hübsch verwahrlost, als er es zum ersten Mal sah, eben so, wie er es gesucht hatte. Wie Max zu der Villa kam, mag man gar nicht erzählen – nur soviel: Er hatte Glück und es kostete eine Stange Geld. Zwölf Monate später hatte er sein Juwel restauriert. Das war ein Jahr, bevor Jamila auszog. Seit der Zeit saß er allein in diesem Tempel, und die Zeit fraß ihn auf, und er hatte das Gefühl, selbst zum Gemäuer zu werden, alt, zur Unbeweglichkeit verurteilt, ewig ein Fremder in dieser Stadt, so wie dieses Haus noch immer etwas Fremdes war in Pankow, wo jeder Winkel, jede Gosse, jeder Zaun und jeder Baum nach dem untergegangenen Regime roch.

„Carl ist tot, Klara! Er ist tot!“ Max’ Stimme hetzte. „Welcher Carl?“ „Du kennst ihn nicht. Er war mein Freund. Ich hatte ihn vergessen. Aber jetzt laufen Erinnerungen

durch meinen Kopf, es rollt hin und her. Ich vermisse ihn, aber ich kenne sein Gesicht nicht mehr. Er war jung. Er ist tot.“ Van Baccums Augen streiften rastlos umher. „Das Telegramm ist von Raimund Carstens. Er ist auch, war auch, ein Freund, vor Zeiten.“ Frau Klara senkte ihre faltigen Lider, nicht verzagt, vielmehr gütig wie eine Mutter. Sie war einiges gewohnt – Max' Launen, seine Schwermut, seine Trunksucht, seine untertönige Angst. „Mein Gott, waren die Zimmer weiß, als wir einzogen“, nostalgisierte der weiter, und es triefte vor Selbstmitleid. „Und wie leer! Wir sind mit Fahrrädern durch das Wohnzimmer gefahren. Draußen sind die Spaziergänger stehen geblieben und haben feixend auf uns gezeit. Wir haben zurück gewunken durch die gardinenlosen Fenster, und es war warm, und wir waren glücklich wie noch nie in unserem Leben.“

Vier Jahre war das her – dreieinhalb, um genau zu sein. Es war Liebe auf den ersten Blick. Es genügte ein altes, nachträglich koloriertes Photo, ihn, rumms, in den Bann zu schlagen. Das zeigte die Villa so, wie sie vor dem Krieg war, vor dem Ersten wohlgerichtet, dem Großen, der Urkatastrophe. Ein klassizistisches Idyll, Hort der Bildung und des Wohlstands, eingetunkt in einen herrschaftlichen Gärtnergarten, dessen üppiges Grün sommers glatt überlaufen wollte, und dessen exotische Palmen und Ziersträucher einen harten Kontrast malten zur Arbeitsethik der Mauern. Max hatte das gesamte Ensemble originalgetreu wieder aufbauen lassen, aus alter Substanz, so unrettbar vergammelt manch ein Stück den kopfschüttelnden Handwerkern auch ankam. Sogar die verlorengegangenen Marmorfiguren hatte er nachfertigen lassen, antike Götter auf mannshohen Säulen, mit extra Patina, daß es nicht neureich wirke.

Ab dem Herbst zog sich van Baccum in den Wintergarten zurück, zwölfteinhalb an das Südende der Villa geleimte Quadratmeter. Und wenn es warm war oder wenigstens sonnig, saß er auf der Terrasse direkt daneben. Jeder für sich ein guter Platz zum Trinken. „Carl ist tot. Er hat es hinter sich. Raimund und ich sind noch da. Und ein paar andere vermutlich auch. Ich werde sie sehen, bei der Beerdigung in Hamburg. Gib' mir ein Glas Wein, Klara. Bitte. – – Du hast nie von Carl gehört, nicht wahr? Ich kenne ihn länger, als ich mich selbst kenne.“ (Schlechter Witz, falsches Lachen.) „Wir sind zusammen zur Schule gegangen. Haben Fußball gespielt auf Schafweiden, und die Köddel haben uns die Hosen versaut. Aber das ist ja alles nicht wahr. – Willst Du Dich nicht zu mir setzen?“ Frau Klara war die Situation unangenehm, sie fürchtete um Netz und doppelten Boden. Und vielleicht hätte sie auch höflich abgelehnt, klassenbewußt, wie sie nun mal war, wenn da nicht diese Stimme gewesen wäre, eine altbekannte, gleichzeitig fremde Stimme, brüchig, trudelnd, belegt, und was sie hervorpreßte, war keine Bitte und kein Befehl, es war ein Flehen, ein zittriges, ängstliches Flehen. Das Telegramm hatte Max aus der Zeit geworfen, und Bilder aus dem *Damals* krochen ihm die Beine hoch.

*Auf der Trauerfeier für Carl lernt Max Bridget Perth kennen, ein in und wegen ihrer Gefährlichkeit faszinierendes Geschöpf. Daß sie Carl in den Abgrund zog, stößt Max nicht ab, sondern befeuert eher sein Verlangen. Ein Jahr wird vergehen, bis er sie zufällig wiedersieht, auf der Feria in Pamplona; ein Jahr wird vergehen, bis er ihr verfallen darf. – Der schockartige Impetus von Carls Tod, die bizarre Trauerfeier sowie ein eingeduntes Gespräch mit einem Benediktinerpater namens Erasmus bewegen Max, nach einem neuen Anfang zu suchen.*

## Aufbruch

Max saß auf seinen Koffern und starrte nach draußen, nach Friedrichshain, das Gesicht in beide Hände gestützt und die Ellbogen auf das Fensterbrett gestemmt. Sein Atem beschlug das Fenster, draußen war es grau und nieselig. Könnte bald wieder Schnee geben, wer weiß, in Berlin geht der Winter bis April. „*Ostberlin Hauptbahnhof*“, so ähnlich hieß das hier früher. Aber was heißt hier früher und was heute? Zwei Jahre vor ihrem Ende erst gab ihm das alte Regime diesen Namen. Jetzt, da Max den Steinhaufen von seinem Hotelzimmer aus musterte, hieß er immer noch *Hauptbahnhof*. Nächstes Jahr würde er wieder in *Ostbahnhof* zurückbenannt, und außerdem ist er dann frisch renoviert. Na, er wird auch diesen Namenswechsel überleben. Es wird sein vierter sein seit seiner Gründung vor hundertpaarundfünfzig Jahren. Nie war er so schön wie der *Lehrter*, der mit seiner weißen Fassade, seinen Figuren und Verzierungen wie ein Schloß wirkte. Von ihm ging es ja auch nach Hamburg, Bremen, Kiel. Guter, alter Borsig, Tempomacher, Dampflok-Fürst. „*Mit der Uhr in der Hand. Mit'm Hut uff'm Kopp. Keine Zeit! Keine Zeit! Keine Zeit! – – – SSSuuuuurückbleim... ... bidde – – –*“. Vergessen, vorbei, was soll's. Dafür hast Du sie fast alle überlebt. Potsdamer Bahnhof, gesprengt, 1958. Lehrter Bahnhof, gesprengt, 1959. Anhalter Bahnhof, 1952 stillgelegt, 1960 schließlich abgerissen. Stettiner Bahnhof, geschlossen im Jahr des Mauerbaus, bald darauf *dito* abgerissen. Und auch der Görlitzer Bahnhof wurde abgetragen. Was, bitte, ist geblieben? Bahnhof Zoo im Westen, Friedrichstraße und – eben – der bald-wieder-Ostbahnhof. Ein Erfolg, bezahlt um welchen Preis! Eine schäbige Immobilie, mit eingeschlagenen Fenstern, moosigen Dächern und stinkenden Außenmauern, geliebt nur von Hunden und Pennern, die sie bataillonsweise vollpissten, Tag und Nacht, Straßenköter alleamt. Von hinten gähnte eine fensterlose Ruine, gegenüber vergammelte der alte Postbahnhof: Die Klinkerfugen zerbröselt, mit Gras überwuchert, Frostschäden, jahrzehntealt. Die Eingangstür verschimmelt, wie alles hier. Selbst die Menschen. („*Wendezeit, lugst aus den Löchern. Zähes Luder, Du.*“) Einen Steinwurf nur war die Mauer entfernt, da drüben drängelten sich Touristen vor der *East Side Gallery*, wie lange steht sie noch? Ein Sprung über den Fluß, und Du stehst in Kreuzberg. Sieht eigentlich auch nicht anders aus, da drüben. Aber anders als in Kreuzberg wird in Friedrichshain richtig Geld versenkt. In ein paar Jahren wird alles viel besser sein, versprochen? Ist ja erst 1998. Vielleicht würden die rostigen Gleise in altem Glanz erstrahlen, aus der Eingangshalle ließe sich was machen, aus dem Postbahnhof auch. Und mit etwas Glück würden die Eisenträger so bleiben, wie sie sind, mit Nieten gespickt, majestätisch in schwarzgrau. Eisen nämlich ist das Material der Großstadt. Dazu Steine und meinetwegen etwas Glas. Aber kein Beton. Wie können Architekten nur glauben, Beton sei urban? So ein Quatsch. Beton gehört in die *Sub-*



*urbs*. Dorthin, wo schnauzbärtige Angestellte in roten Sakkos Duschvorhänge verkaufen und Kombis. Aber nicht in die Stadt. Auf den niedlichen kleinen Modellen sieht alles ganz hübsch aus, aber wenn es erst einmal steht...

Was war geschehen? Max hatte sein Haus nicht mehr sehen wollen und sich deshalb in ein billiges Hotel einquartiert. Dort saß er nun, auf gepackten Sachen. Klara hatte den Kopf geschüttelt, als Max ihr erzählte, er wolle für ein paar Tage, ein paar Wochen, wer weiß, vielleicht länger, verreisen, aber er wüßte noch nicht, wohin. Aber sie hat natürlich getan, was ihr aufgetragen wurde. Max hatte sich auf das Nötigste beschränkt, zwei große Koffer. Einer für Kleidung, Schuhe und Hygiene. Und einer mit den wichtigsten Büchern und für die Photoausrüstung und seine schönsten Bilder, sorgfältig durch einen hölzernen Rahmen geschützt. Das war der wichtigste. Wird schon nichts verschütt gehen.

Was war geschehen? Letzten Dienstag noch hatte Max van Baccum vor seinem Wintergarten gesessen, er hatte getrunken und geraucht, und es versprach, ein nichtssagender Tag zu werden in einer ganzen Reihe mehr oder weniger nichtssagender Tage. Doch dann war wie aus heiterem Himmel dieses Telegramm herangeflattert und hatte von Carls Tod erzählt. Und Max hatte einen Fehler nach dem anderen gemacht. Diese kleine Nachricht über einen, den er schon fast vergessen hatte, hatte ihn aus der Spur geworfen, ein dickes Erdbeben war das. Welcher Teufel ihn geritten hatte, konnte er selbst nicht sagen, aber irgend etwas hatte ihn dazu getrieben, zu der Beerdigung zu fahren. Schlimmer noch, er hatte sich mit Peter Klausnitz und Raimund Carstens verabredet, zwei Freunden aus vergangener Zeit, die er besser nicht noch einmal gesehen hätte. Das war am Freitag. Fehler Nummer drei war, diese verquere Trauerfeier zu besuchen, eine lausige Grotteske, lächerlich, ekelig. Und dann, als wäre das noch immer nicht genug, Pater Erasmus und das nächtliche Tagebuch, der vierte Fehltritt in dieser vermaledeiten Reihe. Reden und lesen und reden und lesen und denken. Und? Was habt ihr entdeckt? *„Daß Carl ein Verrückter war, ein Kandidat für die Psychiatrie. Er hat auch immer nur geredet und gelesen und gedacht. Und über alles Reden und Lesen und Denken die Tat vergessen und die Welt. Und darum ist er tot.“* – –

Und was ist mit Dir, Max? *„Ich habe etwas erlebt und doch nicht erlebt.“* Hat sich etwas verändert? Bist Du berührt? Das Leben ist an Dir vorbeigezogen während der letzten sieben Tage. Von den Hollandgängen bis zum Fleeteis. *„Sag’ ich doch, immer dieses Denken. Zu viel davon bringt den Menschen um.“* Warum bringt Denken den Menschen um, Max? *„Wer denkt, denkt an Gestern oder Morgen. In beiden Fällen geht’s letztlich nur um einen friedlichen Tod.“* Und dabei vergißt man, daß die Zahl der Schritte endlich ist, nicht wahr? *„So ist es.“* Wann hast Du das letzte Mal weiter nach vorne geschaut, als nur einen einzigen Schritt, Max? Als Du Jamila kennenlerntest? *„Seit sie weg ist, denke ich rückwärts, das ist noch schlimmer. Es nimmt Dir die Würde.“* Aber jetzt willst Du weg, sitzt auf gepackten Koffern. Denn Du hast den Tod gesehen in Hamburg, das ist es, was Dich treibt. Du hast den Tod gesehen. Den Deines Freundes auf dem Friedhof und im Tagebuch, Deinen eigenen in den Fleeten und bei Pater Erasmus, den einer ganzen Gesellschaft. *„Das ist mir zu hoch. Ich ziehe keine Schlüsse. Ich weiß nur, es wird Zeit.“* Für wen oder was wird es Zeit? Hast Du eine Ahnung, was Dich erwartet? Und weißt Du wenigstens, worauf Du hoffst, daß es Dich erwartet? *„There is no safer Place for a Ship than a Harbour, but*

*that is not what Ships are built for.” Sicher, Max, sicher. „Ich laufe vor nichts weg. Ich laufe zu etwas hin. Ich weiß nur noch nicht, was es ist.“ Gute Reise, Max. Paß’ gut auf Dich auf. Und sag mir, wenn Du weißt, wie der Gral aussieht... „Wie bitte?“ Ach nichts.*

Max ließ seinen Blick durch das Hotelzimmer schweifen. Es war ein einfaches, schmuckloses Zimmer mit dem Geruch einer untergegangenen Zeit. Ein Tisch, ein Stuhl, das Bett mit sehr weißem Bettzeug überzogen. Das Parkett war abgewetzt, der Honigschimmer verloren. Verloren auch das Wändeweiß. In den Ecken dunkelte es, und das nahm dem Zimmer Höhe und Freiheit.

Seine Augen blieben an Jamilas Portrait hängen. Er hatte ihr Photo immer bei sich, in einem silbernen Rahmen. Max bewunderte ihre natürliche Schönheit, die ihn, heute wie damals, direkt ins Herz traf. (Kitsch, wo ist Dein Stachel?) Ihre Augen! Ihr Haar! Ihr Gesicht! Ebenmäßige Züge, antik und aristokratisch, mit feingeschliffenen Wangen, ein zartes, harmonisches Kinn. Ihr bronzefarbener Teint war makellos und einladend, ihr zauberhafter Hals lang und gerade. *Felix Libanon*, was hast Du für Schönheiten hervorgebracht! – Van Baccum strich mit Daumen und Zeigefinger über das Bild. „*Soll ich gehen, Jamila? Wärs Du mitgegangen? Wirst Du zurückkehren? Soll ich es?*“ Er küßte seine Frau in Gedanken und nahm die Koffer in die Hand.

Max zwängte sich durch die Straßenzüge entlang der Pariser Kommune und ließ den Wagen auf der Karl-Marx-Allee anrollen. Alte Paradiesstraße Du, geliebtes und verschmähtes Kriegskind. Warst erst ein einziges Trümmerfeld und solltest dann eine einzige Pracht werden und wurdest doch wieder nur ein Trümmerfeld und wünschst Dir nichts sehnlicher als ein bißchen von dem Glanz, der Dir einst versprochen wurde und den einst der willige Bert Brecht besungen hatte zu Ehren des ersten Hochhauses, hier, wo es mal Stalinallee hieß und die Arbeiter in Palästen wohnen sollten statt in Hütten. *Unser die Straße, unser der Sieg*. Fahrstuhl, Einbauküche, Elektrizität, Zentralheizung, Kandelaber, Telephon und Portier, riesige Portale, verzierte Säulen, Treppchen, Arkaden, Reliefs mit dem Abbild des Arbeiterhelden. Und für die Außenfassaden Kacheln aus Meißner Keramik. Väterchen Stalin als Konditor kleinbürgerlichen Glücks. Sie ist im gründlich mißraten, die Torte, das Paradies fand nicht statt, und die Kacheln aus Meißen verrutschten genauso wie die Utopie ihrer Erbauer. Fünfundachtzig Meter breites und mehr als zwei Kilometer langes Mahnmal an ein untergegangenes Land. Die Enttäuschung darüber war ihren Einwohnern ins Gesicht gegraben, daran änderte auch nichts, daß die Bank, welche den wertvollsten Abschnitt zwischen Strausberger Platz und Frankfurter Tor erstanden hatte, – ausgerechnet eine Bank! –, dafür sorgte, daß diesmal alle Kacheln an ihrem Platz blieben. *Lieber tausend Tropfen Schweiß für den Frieden als einen Tropfen Blut für den Krieg*.

Rund um den Alexanderplatz Bauklötze. Dort, wo früher, das ist vor dem Krieg, das ist Millionen von Jahren her, keiner weiß das mehr – Aus! Aus! vorbei, man müßte mal ‘nen Archäologen holen, damit er was ausbuddelt – wo also früher Wohnen und Schlafen und Trinken und Arbeiten eine dicke, sämige Soße war, wo einhergingen Obst und Gemüse mit Eisen und Farbe und Kleider und Sakkos mit Photos und Büchern, da steht jetzt ein Klotz, und noch ein Klotz, und noch ein Klotz. Wenn irgendwo auf der Welt ein schwankend Suizidaler letzte Sicherheit für sein Vorhaben

sucht, er gehe an diesen Platz. Das wirkt. Todsicher. Wenigstens fährt der Große Gelbe noch.

Max drehte in die Karl-Liebknecht-Straße, dann über Metzger- und Kollwitzstraße in die Schönhauser Allee und wieder links und rechts, quer durch die alten vier- und fünfgeschossigen Wohnblocks mit Seitenflügeln und Hinterhöfen und Quergebäuden und Durchfahrten zwischen den Hinterhöfen. Gründerjahre, halb saniert. Häuserfront an Häuserfront. Merkwürdige Melange aus Außentoiletten und Marmorbad, Schlafburschenduft und Luxusmiezen. Und während auf manchen Höfen verwitterte Aufschriften längst verloschener Molkereien um ihr Überleben kämpften, war nebenan schon die dritte Trendkneipe innerhalb eines Jahres eingezogen. Daß hier mal 30.000 Seelen auf einem Quadratkilometer gelebt haben sollen – unvorstellbar.

*„Feste Dächer haben sie jetzt überall, da gerät nichts mehr aus den Fugen, nichts mehr ins Rutschen, und nichts ächzt und ist schief und drückt einen zu, und auch die Straßenbahn knirscht und stuckert, jammert und greint nicht mehr so wie zu Zeiten der DDR selig. Schön, ja. Aber bald ist alles ganz blank und gerade, man weiß, wie der Tag anfängt und fortgeht und endet. Selbst die Türken, die wenigen, die hier wohnen, sind ganz anders betucht als jene in Kreuzberg und Wedding. Und jedes hat seinen Platz, und niemand wird auf die Idee kommen, einen einzuladen, nur weil dort, wo schon tausend leben, vielleicht noch einer wird leben können. Gift und Galle will ich spucken, soll sich die Stadt ihre Sahne doch vom Hintern wischen.“*

Max war kreuz und quer durch das frühere Scheunenviertel geschlichen und über die August- zur Oranienburger Straße gekommen, einmal hin und einmal zurück, die neuen Cafés entlang und dort, wo am Abend die hübschen Mädchen aus Osteuropa stehen, am Monbijoupark, und noch einmal vorbei am Panzerwagen vor der Synagoge und der alten Post zum Tacheles, Inbegriff und Klischee einer alternativen Kultur in einem bösen und kapitalistischen Berlin. Als bündele sich die gesamte künstlerische Entwicklung unserer Metropole in den Ruinenresten eines ehemaligen Kaufhauses. Ihr ahnungslosen Träumer, wißt ihr eigentlich, was ihr dem armen Tacheles da antut? Welches Erbe ihr diesen schmalen Schultern aufbürdet? Von hier ist es ein weiter Weg zurück in die goldene Zeit.

*„1927 spielten in Berlin 49 Theater mit 47.400 Plätzen. Es gab 1929 drei Varietés für über 7.000 Gäste, dazu 75 Kabarets, Kleinkunst- und ähnliche Bühnen. Insgesamt 16.000 Gaststätten, davon 550 Kaffeehäuser sowie 220 Bars und Tanzlokale. 363 Kinos, davon 106 mit einer Kapazität von je über 600 Plätzen. 37 Filmgesellschaften waren in Berlin ansässig, sie stellten allein 1928 242 abendfüllende Spielfilme her. 1929 erschienen in Berlin 2.633 Zeitschriften und Zeitungen, davon 147 Tageszeitungen. Da müßt ihr noch das eine oder andere Tacheles mehr gründen, um auch nur einen Hauch davon zu erhaschen.“*

Wohin fahre ich eigentlich? dachte Max. Ich kenne diese Stadt, habe alles im Gedächtnis. Und ich werde gewiß wiederkommen, muß nur mal kurz weg. Also wohin? Links oder rechts? Hm, nach Westen ist die Auswahl größer. Warum nicht nach Köln, wieder mal nach Köln? Warte mal, welches Datum ist heute? Dienstag, 17. Februar 1998, warum? Weil doch bald Karneval sein muß, *Fastelovend*, weißt Du nicht mehr? Bloß nicht an Gestern denken? Was können die tollen Tage dafür? Sieh nach in Deinem Kalender! Ah, übermorgen fällt der Startschuß für hundertdreißig

Vinzenz Thuine  
Normannenstraße 8, 14129 Berlin  
thuine@berlin.de

Stunden Rausch und Freiheit. Du bekommst kein Hotel mehr, sagst Du? Dummes Zeug, natürlich bekommst Du eins. Man muß nur wollen. Und außerdem – wer benötigt schon ein Hotelzimmer? Betten gibt's genug in der Stadt. Schon bist Du auf der Straße des 17. Juni. Siegestsäule, Ernst-Reuter-Platz, Bismarckstraße, Kaiserdamm. Ab auf die Avus. Links wohnt das Geld, Grunewald, Dahlem, Nikolassee. Laß es wohnen. Dreilinden, ehemals Zonengrenze. Husch, noch fünfzehn Minuten bis zur A2. Husch husch, noch vier Stunden bis zum Dom. Mach die Augen zu. Fahr schneller. Viel schneller.

*Es führt Max also nach Köln zurück, dorthin, von wo er vor Jahren aufgebrochen war, um Karriere zu machen. Köln verhilft Max zu einer Art Wiedergeburt. Er trifft Sarah Furckh, eine nach Küssen und anderem Süchtige, und Sarah wird seine Geliebte.*

### Rheinau und Klein's Köln

Es dampfte und qualmte, als Max das Lokal betrat, zum ersten Mal seit wer weiß wie lange. Aber nichts hatte sich verändert, nichts in all' den Jahren. Der Dampf kam von den Leuten, die sich rücksichtslos aneinander drückten, aneinander rieben, mühsam vorbeischieben, vor dem Tresen, zwischen den Stühlen und darauf, mancher tanzte sogar, da ist es kein Wunder, wenn man schwitzt und der Dampf steigt auf, kriecht die Decke entlang, bis an die Fenster, wo er sich absetzt und als Kondens zurück in die Schuhe läuft. Und diese Stickigkeit, dieser Qualm, keiner macht das Fenster auf, haben die Leute denn nicht gehört, wie gefährlich das Rauchen ist, oder tun sie's gerade deswegen? Dulden nicht mal Ventilatoren, die die Wölkchen verquirlen und jedem die gleiche Menge Gift anliefern. „Nein, das dulden wir nicht.“

*„Ihr süßen Mädchen mit dem dicken H, laßt mich mal vorbei, vorbei gleich hier, daß mir der fette Kerl beim Weg zum Götzen nicht seine Haare ins Kölschglas senkt. Laß mich mal schnüffeln, hoppla, gefällt Dir wohl, wie mein Ellbogen Deinen –hm–hm–testet? Und Du, kleine Blaukarierte, singst Du eigentlich gerne? Ja? Warum lernst Du's dann nicht? – Wie heißt der? Märschel? Großes M, kleines...?! – Laßt mich mal 'ran, ich verdurste, fünf Kölsch, ja, für mich allein, ich habe Rückstand. Ohne Pegel bläst kein Segel, komm her, Du Plappermaul, Du wirst mein Rennpferd sein heut Nacht. – Trinkst Du eigentlich viel? Nee, das meiste verschütt' ich. – Sag, was wahr ist, trink, was klar ist. Und dreimal Frikko mit Senf!“*

Erstaunlich, daß niemals was zu Bruch ging in Klein's Köln, dabei war Schmitz' Katze, der alte Saaldiener, schon lang' nicht mehr da. Ein paar Yugos hätten ihn niedergestochen, so ging die Legende, doch tatsächlich war er an Magenkrebs verschieden. Aber irgendwie war es so, als passe er noch immer auf, und darum flog auch nie ein Stuhl durch den Raum. (Die Zeiten änderten sich eben sehr langsam hier.) Dafür wurde um so leidenschaftlicher gesungen, Schmalz und Schlager und was die Maschine hergab. Singen strengt an, es verbraucht Sauerstoff, und so kippte nach jedem dritten Lied einer um. Mancher schaffte es grad so aufs Örtchen und kotzte kunstfertig die Rinne entlang, nicht selten noch das Glas in der Hand, bloß nix verkommen lassen. Und später gab's große Verbrüderung, die schweren Jungs weinten, was ist die Welt doch schlecht, und jeder küßte jede, sogar die Angestellten durften ran, bis einer, zack, die falsche erwischte und mit Wucht und Gelächter vor die Tür geworfen wurde, das war wie beim Schwarzen Peter. Aber immer noch besser als gebissen werden oder daß einer Dich am frühen Morgen hinten raus vor die Mülltonnen legt.

Was man in Klein's Köln nicht alles für Geschichten hörte, um drei Uhr nachts, wenn sich die Kaputten und die ehemaligen Zuhälter trafen und die, die es gerne geworden wären, und die, die sich für einen Zuhälter hielten oder wenigstens für einen Boxer oder Boxtrainer – wenn sich diese Melange aus gescheiterten Existenzen, abgerundet durch trunksüchtige Schauspieler, lurige Karrieristen und, ja, wenn man ein

bißchen Glück hatte, echten und ehrlichen Professionellen – wenn sich also dieses Panoptikum immer größere Mengen grünen Chartreuses in ihr Kölsch goß, dann mußte man fürchten, am nächsten Morgen in ein Irrenhaus verbracht zu werden. Was man in Klein's Köln nicht alles für Geschichten hörte...

Von Tütenpaula zum Beispiel und Christian mit der Holzkamera. Vom Plattenspringer und Grimms Grimasse. Und ein Kerl, groß wie ein Schrank, erzählte von den Perversten, von seiner Zeit als Gebrauchsgut in einem einschlägig bekannten Etablissement, von den Einpeitschern und den Sklaven, den Besessenen und denen, die ihn überall raushängen ließen. So wie der Typ aussah, glaubte ihm van Baccum jedes Wort: Knöchellanger Pelzmantel, schwere Soldatenstiefel und rasierte *Plääät*. In seiner Begleitung befand sich ein Zwerg, der wie ein Pudel zu ihm aufschaute und nur dann etwas sagte, wenn er gefragt wurde. Wo hatten sie nur sein Halsband versteckt?

*„Da sind Deine Geschichten aber ziemlich dünne gegen, Max, findest nicht? Das ist, als wenn gegen Live aus Sodom nur die olle Klamotte vom Bauern aus Bramsche läuft, das ist der Typ, der sich beim Skat fast totgemischt hätte, er hatte zum Schluß ganz kurze Arme. Mußte eben was erleben, Max, 'n bißchen was riskieren. Was, Du kannst nicht? Sine, Herr Verbandsbruder? Wo gibt's denn so was? Jetzt aber Rest weg! – Cazzo, habe ich gesagt, das ist italienisch und heißt übersetzt so was wie ---, aber wer mich deshalb für einen Proleten hält, der kann mich mal im Arsch lecken. Ausgemachtes Schwein muß es sein. Sie sehn so hüftstark aus, meine Dame.“*

Das wildeste Tier, von der der Schrank erzählte, war Hund Werner. So wie ein Straßenkötter überall sein Bein hebt und eine Duftmarke hinterläßt, war der hier vom Drang befallen, überall hinzuwich---. Wenn er abends in ein Hotelzimmer kam, setzte er erst mal 'nen Flutsch in die Ecke. Auch in der Straßenbahn ließ er es fliegen, selbst in der Kirche war er hemmungslos. Nichts war vor seinen Flecken sicher – Umkleidekabinen, Straßenlaternen, Fahrstühle, Polizeirufsäulen. Klar hat ihn einer angezeigt. Er bekam irgendwas auf Bewährung, nicht so schlimm, aber natürlich war er erledigt. Familie weg, Beruf weg, in der Psychiatrie gelandet, anschließend auf der Straße. Gegen 10 Mark holte er sich dann in der Öffentlichkeit einen runter. Wofür er dann von Zeit zu Zeit wieder vor Gericht landete ...

*„Du bist so blöd, daß Dich die Schweine beißen. Was Du weißt, ist null weniger drei. IQ wie fünf Meter Feldweg. Was auch kein Wunder ist, wenn man sich jeden Abend so zulötet wie Deinereiner. Du hast ganz schön einen sitzen. – Was, ich soll ihm eine reinhau'n? Biste bescheuert, ich will doch keinen Säuglingsmord auf dem Gewissen haben. Op de Maat, op de Maat, stonn de Bure... un de Lück, un de Lück, sin am lure...“*

Das also war Klein's Köln: Berühmt-berüchtigter *Evergreen* unter den rheinischen Absturzkneipen. Auch wenn es in den letzten Jahren immer mehr Bankangestellte auf dem Abenteuerpfad waren, die sich an der Bar lümmelten – das alte Dekor mit den genagelten Lederbeschlügen, den zertrampelten Holzdielen und den schummrigen Hinterzimmern strahlte noch immer eine einzigartige Atmosphäre aus, vor allem an Wochentagen, wenn die Geldscheinzähler früh aus den Federn mußten und Barschlampe Marilyn noch eine Runde Spiritus ausschenkte.

Klein's Köln ist ein Kind des ersten Weltkriegs. Der Gründer hieß Klein, ein chole-  
rischer Preisboxer, dem die Franzosen vor Ypern ein Bein weggeschossen hatten.  
Damit war es mit einer Sportlerkarriere natürlich Essig, also gründete er ein Nacht-  
lokal. Die Lizenz besorgte ihm ein junger Leutnant aus gutem Hause, den er in einem  
Lazarett kennengelernt hatte. Dieser hatte nach einem Granatenangriff seinen  
Unterkiefer und fast den Verstand verloren, und die Ärzte gaben ihm feinstes  
Rauschwerk gegen die Schmerzen. Zurück blieb eine kolossale Morphiumsucht, tja,  
*quelle histoire!* Jedenfalls hatte Klein diesem Leutnant ein wenig Boxen beigebracht  
und dieser revanchierte sich mit ebenjener Lizenz. Da er außerdem über gute Bezie-  
hungen in die bürgerliche Welt verfügte, zog er nicht nur Gäste, sondern auch Kauf-  
kraft ins neue Lokal. Zusammen mit Kleins alten Boxerkollegen und dem üblichen  
Milieu im Schlepptau gab das eine schöne Mischung, die schon bald über die Stadt-  
grenzen hinaus bekannt wurde. Die überdrehte *Tempo!Tempo!*-Attitüde der fiebrigen  
Zwanziger war famoser Humus für den Aufschwung. Dann kam der Hornung Drei-  
unddreißig, und die *Chose* wurde ungemütlich. Trotzdem hielt sich der Laden wäh-  
rend der nächsten tausend Jahre überraschend gerade, und mit Einbruch des Wirt-  
schaftswunders – das Tempo! lebte nun in Hahnwald und war motorisiert – ging es  
wieder flott bergauf, und trotz Sanierung und Verkleinbürgerlichung der alten Viertel  
blieb Klein's Köln, was es immer war, nämlich ein guter Ort, um sich volltrunken auf  
eine Apfelsinenkiste zu stellen und Geschichten zu erzählen, bis einem fransig ums  
Maul wird.

An diesem Ort an diesem Abend lernte Max Sarah Furckh kennen: Groß und mit  
aufgerissenen Augen. Ein lustvoll fordernder Blick, der, wie ist das möglich, zur  
gleichen Zeit irgendwie leblos war. Wie kaltes Feuer, wenn es so etwas gibt. Sie war  
platin blondiert, ihr halblanges Haar fest wie Nylonfäden, und deren nach außen  
gedrehtes Ende spielte lieblich um ihren Mund. Ihre rekordverdächtige Berg-und-Tal-  
Fahrt hatte sie unten'rum in silbrig schillernde Pailletten und oben'rum in ein bauch-  
nabelfreies Leibchen gezwängt. Darauf war in lippenstiftroten Lettern der Spruch  
*„Don't touch what you can't afford“* gesprüht. *„Don't touch what you can't afford.“*  
Nicht schlecht. Wollen mal sehen, dachte Max und fragte sich gleichzeitig, ob das,  
was unter dem Stoff steckte, echt sein würde. So stabil wie das ausschaute, war das  
kaum vorstellbar. Und einen BH trug sie nicht, das sah ein Blinder mit Krückstock. –  
Ihre nackten Beine staken in überkniehohen, hellgrün-glänzenden Lederstiefeln.  
Worin auch sonst.

„Ich bin Sarah, wer bist Du?“

„Ein Nomade. Ich ziehe umher und suche die Welt.“

Warum Max gerade diesen Satz sagte, wußte er selbst nicht. Er klang einfach gut.  
Außerdem muß man manchmal abstruses Zeug sagen, wenn man ein Mädchen  
herumkriegen will. Fand er. Und daß er sie herumkriegen wollte, wußte er vom ersten  
Moment an. Und so, wie er Sarah einschätzte, würde sie abstruses Zeug mögen. Sie  
sah ja selbst ein wenig abstrus aus.

„Nomade, das klingt romantisch, aber auch verquer.“ „Das soll es ja auch.“

Sarah pfiff anerkennend durch die Zähne. Na, gefällt er Dir, der Max, der Nomade, der komische Kauz, etwas müde sieht er ja aus, nicht wahr? Aber sonst ganz passabel.

„Was macht ein Nomade im Karneval?“ „Er bleibt ein Nomade. Karneval ist gut für Nomaden.“ „Warum?“ „Er nimmt Dir den Halt. Er ist wie ein Strom, der sich über uns ergießt. Der Karneval hebt den Fortschritt auf, den Sieg der Zivilisation, er macht uns wieder zu Wilden und schenkt uns alte Freiheit. Da ist es gut, ein Nomade zu sein. Denn der kennt sich aus in wüster Welt.“ „Du bist sehr klug.“ „Du kennst mich nicht, sonst würdest Du das nicht sagen.“ „Gehen wir was trinken.“

Sie hakte sich unter, führte ihn zur Tränke, reichte ihm ein Bier und umhalste ihn. „Hier. Wie heißt Du?“ „Ich bin Max.“ „Gib’ mir einen Kuß, Max.“ Van Baccum war überrascht. So einfach hatte er sich das nicht vorgestellt.

„Worauf wartest Du? Du willst mich doch kennenlernen, oder nicht? Schön, ich will es auch. Wozu das führt, weiß ich nicht. Aber es ist gut, sich gleich zu Anfang zu küssen, das macht die Dinge einfacher. Außerdem küsse ich gern. Ein Kuß ist wie die Schaumkrone auf dem Bier. Für sich genommen nichts. Aber Vorgeschmack auf mehr. Und nun küß’ mich, Nomade, bevor ich’s mir anders überlege.“

*„Billig oder nicht, ich küsse Dich, küsse Dich, küsse Dich, nicht nur Deine Hand, Madame. Max, Mäxchen, Nimmersatt.“*

Und Max küßte sie. Er zog sie an sich, kräftig, fast brutal. Und er drückte seinen Mund an den ihrigen, und er stieß seine Zunge zwischen ihre Lippen, und er faßte ihr kräftiges Haar und ihren Nacken, und es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte eine Hand unter ihren Rock und die andere unter ihr Leibchen geschoben, und all seine Gedanken flossen ineinander, und das Wasser im Teich drohte umzukippen in ein milchigweißes Sulz. Ein Tier müßte man sein, meinte Max, ein Tier denkt nicht, es frißt nur und schläft und scheidet, und manchmal bespringen sie einander.

„Du mußt lange unterwegs sein, Nomade, wenn Du so küßt.“ „Laß uns tun, als ob wir uns schon lange kennen würden, Sarah.“ „Ach Gottchen, nu’ krieg Dich wieder ein.“ „Lach nicht, so etwas passiert, wenn Menschen sich verstehen.“ „Du meinst doch nicht... !?“ „Ich meine, daß Menschen manchmal zueinander gehören *sollen*.“

Sarah lachte verlegen. Dann tippte sie an sein Glas.

„Gieß die Plörre weg und laß uns tanzen.“

Max lernte Sarah so kennen, wie er Mädchen am liebsten kennenlernte: SIE sprach IHN an. Nun war er eigentlich nicht schüchtern, auch war er nicht häßlich, und dumm schon gar nicht. Es war auch keine Arroganz, die ihn hinderte, den ersten Schritt zu tun. Er mochte es einfach nicht. Übrigens war das nicht nur bei Mädchen so. Wenn das Thema nicht klar festgelegt war, kam er ins Schleudern. Ihn schauderte es, zu improvisieren. Er haßte *small talk*. Seltsam eigentlich, gegeben sein Beruf und die Menge an flüchtigen Bekanntschaften. Aber es war so. Wenn es dagegen darum ging, ein Problem zu lösen, und dieses Problem ließ sich strukturieren und mit sachlichen Argumenten bearbeiten, dann war van Baccum unschlagbar, sogar charismatisch, man möchte fast sagen, er konnte Ungläubige bekehren. Auf das Thema kam



es dabei gar nicht an. „Guten Tag, ich möchte den Vertrag ausarbeiten“ oder „Liebling, wir müssen unsere Scheidung organisieren“ – das waren Situationen, die Max liebte. Da mußte er nur noch den Ball ins Tor schlenzen, und er traf immer, egal wie weit weg das Tor war oder wie schwierig der Winkel. Hauptsache, der Ball lag ruhig und das Tor stand fest an seinem Platz. Aber jemanden anzusprechen, mit dem ihn nichts verband außer ein vages Interesse und der Zufall des Augenblicks: Nein, das wurde nichts. Kein ruhender Ball. Kein in die Erde gerammtes Tor. Max fühlte sich in solchen Situationen wie ein sich seiner Nacktheit bewußter Fettwanst beim Solotanz auf der Bananenschale, und auf diesen Fettwanst waren dutzende Scheinwerfer gerichtet. Ein Alptraum. Meist war er dann wie gelähmt, und schon war die Situation vorbei und die Chance vertan. Gott im Himmel, wenn ich bloß einmal die Gelegenheit beim Schopfe packen könnte, jammerte er dann später in der Nacht, einsam im Bett liegend, neben sich eine Gekaufte. (Bei denen geht es nämlich gerade nicht darum, spontan zu sein. Nur um simple logische Fragen: Ob ich will, wo ich will, was ich will, wieviel ich zu zahlen bereit bin? Als kaufe man einen Anzug. Und so kam Max stets aufs Neue an... sagt man: Dirnen? – professionelle und solche, die sich mit einem Abendessen oder einem Wochenende am Meer kaufen ließen – was ihm völlig zu Unrecht den Ruf eines Weiberhelden einbrachte.) Sarah also sprach ihn an, und sofort zerfielen alle Blockaden, und sein Geist kehrte in die Zunge zurück.

Sie tanzten. Max drückte seine Brust an ihre, und Sarah ihr Becken an seins. „Don't touch what you can't afford.“ Ob das ernstgemeint war? „Meinst Du ernst, was Du schreibst, Sarah?“ „Was bitte?“ „Na, das hier.“ Max piekste mit dem Zeigefinger darauf. Sie lachte. „Willst Du's versuchen?“ „Gern.“ „Sofort?“ „Sofort. Wieviel muß ich geben?“ „Probier's aus, laß es klingeln.“ „Hier?“ „Nein“, gurrte sie, „Komm mit.“ Sie hüpfen durch die frostfreie Nacht ein paar Ecken weiter in die engen Häuserdurchgänge zwischen Spiesergasse und Klapperhof. Sarah verschwand hinter einen Mauervorsprung. Es war eng, kaum einen halben Meter breit, und stockdunkel. „Komm“, flüsterte sie, „hier ist es richtig.“ Max zückte sein Portemonnaie und fingerte einen Fünzig-Mark-Schein heraus. Er faltete ihn sorgfältig und schob ihn unter den Rocksäum. „Ist das gut so?“ „Hm.“ Einen weiteren Fünziger später zog sie ihr Leibchen hoch. Max nuckelte und Sarah ließ ihn gewähren. (Ja, Max, jetzt bist Du wieder ein Mensch, nicht wahr? Geht doch nichts über was Festes für Oben und Unten.) Als er sich ausgeschmüst hatte, packte sie ihn, öffnete den Reißverschluss und beugte ihre bemalten Lippen darüber. Doch anstatt es auf diese Weise zum Ende zu bringen, kramte sie aus ihrer Handtasche ein Hütchen heraus und streifte es ihm ungefragt über. Dann schob sie behende ihren Rock hoch, lehnte sich mit bloßem Rücken an die kalte Mauer und stemmte ihr linkes Bein an die gegenüberliegende Wand. Ein Höschen hatte sie gar nicht erst an. Im spröden Licht, das von der Straße herüber schien, meinte Max zu erkennen, daß Sarah sich auch *dort* die Haare gefärbt hatte, *weißblond*. Immerhin, an den entscheidenden Zentimetern war sie nackt. „Tu es, Max.“ Van Baccum ließ sich nicht lange bitten und so keuchten sie in dieser Winternacht um die Wette. Sie drückte ihren Kopf an seine Schulter, und ihr Keuchen wurde zum Schrei und ihre Schreie kamen spitzer und schneller. Ein praktischer Ort, dachte Max noch, da war's auch schon geschehen. „Besser als 'n Messer im Bauch.“ Bloß kein Schamgefühl, woher auch, ist schon alles weg. Siehste doch, sie küßt Dich gar zum Abschied. „Sehen wir uns wieder?“ „Wer weiß, Max, bist ja besoffen, aber schmeckst mir doch gut.“ –

Vinzenz Thuine  
Normannenstraße 8, 14129 Berlin  
thuine@berlin.de

So haben sie sich kennengelernt, so sollte es weitergehen. Bis es vorbei war. Denn alles hat seine Zeit. Aber echt waren ihre Brüste wirklich nicht.

*Sarah führt Max ein in die Welt von „Himmel & Hölle“ und macht ihn mit Felix Korte alias Hugo LaFarge bekannt. Dieser ist – Zufall über Zufall, Fortschritt durch einen Sprung zurück – ebenso wie Carl ein Teil von van Baccums verloren geglaubter Jugend, und jetzt führender Kopf einer halbseidenen Gesellschaft. Trotz äußerlicher Erfolge gerät Max zunehmend ins Schlingern; eingekeilt zwischen Korte | LaFarge, dessen hochfahrende Art ihn zunehmend reizt, sowie Sarah, deren Phantasien ins Krankhafte tropfen. Nach einer Provokation Sarahs überfällt van Baccum seine Geliebte und zwingt sie in ein Russisch Roulette. Sarah überlebt, kann nur überleben, denn die Probe ist getürkt, und sterben soll sie ja auch nicht, nur erledigt soll sie sein, und das ist Max gelungen. Ihn selbst drängt es auf die Feria von Pamplona, das große Stierlaufen, Karnevalsjokus enthemmter Jugend, Ballermann im Baskenland. Felix hat ihn dorthin eingeladen, lange vor der Rache an Sarah, lange genug, als daß ihr Verschwinden Verdacht erregt. Doch bevor Max Pamplona erreicht, hat ihm das Schicksal, der Zufall, die eigene Dummheit, was auch immer es sei, zwei Prüfungen auf den Weg gelegt.*

### Erschlag es!

Kurz nach Mitternacht. Felix Korte und Maximilian van Baccum waren seit über vierundzwanzig Stunden unterwegs. Ihr Vorhaben, mittags in Pamplona zu sein, war geplatzt. Sie hatten ihre Kräfte überschätzt. Am frühen Morgen, kurz vor sechs, bei Poitiers, zwei Drittel des Weges zwischen Paris und Bordeaux, war ihnen die Puste ausgegangen. Also hatten sie sich in einem Plastik-Motel einquartiert. Weil aber ihre Augen zwar schwer wurden, jedoch nicht zufallen wollten, und weil Hunger sie quälte wie mein Nachbar seinen Hund, sprangen sie erneut vor die Tür und machten sich beim 24h-Dienst über Unmengen amerikanischen Kulturgutes her, runtergespült mit spanischem Weinfusel, *vive la France*, ein Hoch auf den globalen Wettbewerb. Später in der Glotze rieselte italienisches Frühstücksfernsehen, flimmerten deutsche Uraltserien, und die Betten waren *made in Poland*. Die Herren Korte und van Baccum interessierten sich nicht für den Untergang des Abendlandes und die Verwerfungen im weltweiten Handel, aber schlafen taten sie trotzdem schlecht. Dafür waren sie nach dem Aufstehen um so gründlicher beim Vertilgen der Rotweinreste. Sie hatten angefangen, ihre Zeit zu verplempern, und was man angefangen hat, das soll man auch zu Ende führen. Einmal aus dem Tritt gekommen, hatten sie einen längeren Ausflug nach *Bordeaux* gemacht, und als sie endlich Richtung Biarritz aufbrachen, war's Sechs *post* Mittag. Trotzdem hatte Max darauf bestanden, die Landstraße entlang der Küste zu nehmen, „immer nur Autobahn, das bekommt dem Fahrwerk nicht.“ Außerdem hatten sie das so abgemacht.

Und weil die Welt manchmal ein seltsames *Perpetuum Mobile* ist, wo Trödeln das Trödeln nährt und ein Umweg den nächsten, wie im Traum, Du willst fortlaufen, aber etwas hindert Dich, Du willst bleiben, aber es treibt Dich, weiter, immer weiter, langsam, aber unstet beständig, nicht Stehen, nicht Gehen, ein Stolpern und Holpern, doch ohne jemals anzuhalten, deshalb, man kann es nicht anders sagen, zwang es sie bereits nach einer Stunde wieder zum Halt, an der Düne von Pyla, oder Pilat, einem riesigen Sandhaufen, zwanzig Meter hoch oder mehr, wie in der Wüste, nur der Sand ist feuchter. Kilometerlang zieht sie sich die Küste entlang, von *La Teste de Buch*, *Pilat s/mer*. gen Süden, begleitet von riesenschlangenlangen Sandbänken,

ehrfurchtsvoll der großen Mutter vorgelagert, mal umplätschert, behutsam überspült, als nächstes unter tosend' Meer vergraben. Im Sommer birgt sie Schutz und Heimat den Paaren, die in ihren Furchen und Senken ein zärtliches Spiel der Liebe üben, und sie duldet auch Grölen und Trinken, Springen und Tanzen, aber im November, bei Nebel, kann man sich glatt in ihr verlaufen. Einmal um die eigene Achse gedreht, und Du weißt nicht mehr, wo rechts und links ist. Selbst das Meer ist ganz still und meldet sich nicht. Und wer Pech hat, wird geschluckt vom nassen Sand und nie wieder ausgespuckt. Jetzt aber war Sommer, und rund um die Bretterbuden, die kleinen, hölzernen Schräg- und Nurdachhütten, wo es tagsüber Souvenirs gibt, Kitsch und Eis und Remmidemmi, war noch immer nicht Stille eingekehrt. Doch all der Lärm war gut. Das Lachen, Küssen, Schmusen, Schmatzen: Es war gut. Sie hätten bleiben sollen, die zwei Männer auf der Flucht und auf der Suche, aber sie blieben nicht, denn das *Perpetuum Mobile*, das bewegt und bewegt sich, es läuft und drängt und zieht und stampft, bis ihm jemand einen starken Stock in die Speichen schiebt. Aber dafür, klage nicht, es muß so sein, dafür waren sie viel zu beschäftigt, die, die in der Maschine saßen, und die, die drum herum standen.

Komm jetzt, zurück zum Auto, die steile Düne hinab, bis an die Waden sinkst Du ein im Sand. Tür auf, beeil Dich! Das Größte aus den Kleidern geschüttelt. Sinnlos, vergeblich, es wird Monate dauern, bis das letzte Körnchen aus den Schuhen gerieselt ist, bloß gut, daß Du die Kamera hier gelassen hast, sie täte sonst knirschen bei jeder Bewegung. *Vitevite*, D83 heißt der Weg. Wälder, Wald und Wiesen, ideal, ein Reh zu überfahren. Siehst Du, sie warnen schon davor. *Et tout le Jour alumez vos Feux!* Natürlich, machen wir, ist sowieso dunkel jetzt, kaum erkennt man die bekieferte Landschaft, durch deren Hügel sich die Kurven schneiden.

Bei Biscarosse Plage fuhr Felix gegen die Fahrtrichtung durch einen Kreisverkehr („wir müssen Zeit gut machen“), beobachtet nur von Flachbungalows für den Mittelstand, für die, die weg sind vom Wohnwagen, aber lang' noch nicht in Biarritz. Zwischen Gastes und St. Eulalie, das eine wie das andere Dorf *en Born*, wieder Wildwechselwarnung, drei Kilometer, wenig Kurven, halbwegs einsam. Halbwegs, das heißt: Richtig einsam war es nirgends, zersiedelt war das Land. Und einsam doch, denn jedermann schien schlafen gegangen zu sein, jedermann, und nirgends ein Auto, dabei wohnten doch überall Menschen. Mittelstand eben, nicht Wohnwagen, nicht Biarritz. Wwwwusch, das war der Ortsausgang *Bias*. Ein langgezogenes Wwwwusch, denn Felix respektierte den Schlaf der Dörfer, ließ es laufen nur jenseits der Schilder. Wieder Wald, rechts wie links, Gräben neben der Straße. Lichtungen.

Kurz nach Mitternacht, der neue Tag noch voller Käseschmiere. „Wie weit ist es zur Grenze?“ „Weit, viel zu weit.“

Es ist eine erhebende Sache, mit leichtem Rausch Auto zu fahren, aber schnell wird man müde und unkonzentriert. Felix, der das Steuer nicht aus der Hand geben wollte, versuchte sich mit allerhand Übungen und Tricks wachzuhalten. Er rauchte wie ein Schlot und warf in unregelmäßigen Abständen irgendwelche Pillen ein. Es half nicht. Zurück war der Traum, zurück der Schlamm, der Sumpf, in dem die Füße stecken, man kommt nicht weiter, wie sehr man auch möchte. Hör auf, an Deinem Bein zu ziehen, sonst bricht es oberhalb des Knöchels ab. „Max“, fragte Felix, „wie wär's mit 'ner Pause?“ Der reagierte ungehalten, nicht gewillt, seinem Freund nachzugeben, er fuhr ja nicht. „Hör auf zu heulen. Wir wollten gestern schon in Pamplona

sein. Statt dessen verträdeln wir Stunde um Stunde. Immer mußt Du anhalten, wie 'ne inkontinente Oma. Überhaupt: Erst überschlägst Du Dich vor Begeisterung bei der Aussicht, in die Pyrenäen zu brettern, dann weinst Du mir die Ohren voll, weil Du's vor Müdigkeit nicht aushältst. Hättste bloß geschlafen in dem verwanzten Motel! Felix, Felix, es wird böse enden! Was nimmst Du auch dauernd dieses Scheißzeug?“ So redet einer, der gut reden hat, der meint, nicht so tief im Schlamm zu stecken, nicht so tief im Sumpf; doch der Sumpf greift sich den, den er greifen will, auch wenn es Tage dauert und sein Opfer gar nicht mehr daran denkt.

„Du hast gut reden. Fährst ja nicht. Außerdem nimmst selber welches. Gib' mir 'ne Zigarette.“ „Hier. Rauchen kannst Du alleine?“ „Arschloch.“ Felix fingerte nach dem Feuerzeug. „Sch---, wo ist das verdammte Ding denn diesmal?“ Er konnte sich nie entscheiden, wohin er es legen sollte. Mal warf er es über das Cockpit, mal steckte er es in irgendeine Hosentasche, und mal legte er es zwischen seine Beine auf den Fahrersitz. „Hast' Du's gesehen, Max?“ „Der kluge Mann legt jedes Ding an seinen Platz.“ „Ach komm, belehren kann ich mich selber. Mistding! Vielleicht ist es unter den Sitz gerutscht.“ Schon fing er an, wie blöd dort herumzufummeln. So ein fickriger Idiot, dachte Max. Wenn der nicht bald sein dämliches Feuerzeug findet, fährt er uns zu Tode. Tatsächlich schlingerte der Wagen bereits über die Straße, eine lange Gerade, kilometerlang, bald müßten sie in St. Giron's sein. „Paß' auf, Du Wich---!“ schrie Max ihn an. „Du bringst uns noch um. Wenn's weg ist, fahr rechts 'ran.“ „Ach nee. Eben noch regst Du Dich auf, weil ich 'ne Pause machen will, und jetzt kackst Du Dir in die Hose, weil ich's nicht tu. Außerdem“, er hielt triumphierend seine Hand hoch, „hier ist das Biest!“ „Scheiße, Mann, paß' auf! Da vorne!“ Felix riß das Steuer 'rum und trat eine Vollbremsung. Zu spät. Es tat einen mächtigen Schlag, und irgendwas wurde von der rechten Frontseite geschleudert. Felix verlor die Kontrolle über den Wagen. Sie rutschten quer über die Straße und in entgegengesetzter Richtung in ein Gebüsch. Dann würgte er den Motor ab.

Tick Tick Tick, kleine Unendlichkeiten. Der Motor knackte, sonst war alles still. Tick Tick Tick, das ist nicht das Knarren der Himmelpforte. Toten dröhnt der Kopf nicht so, und sie merken nicht, wie ihnen warmes Blut ins Gesicht läuft. Tick Tick Tick. Van Baccum hatte sich die Stirn aufgeschlagen. Weil Felix' Dreckskarre ohne *Airbag* war. Schwamm drüber. Max tastete nach der Wunde. Alles i.O. Solange der Kopf noch dran war... Und der Fahrer? Saß mit geschlossenen Augen tief in den Sitz gedrückt. Keine Schramme im Gesicht. „Bist Du in Ordnung, Felix?“ Der stöhnte, dann grinste er und schlug die Augen auf. „Sieht so aus.“ „Kannst' Dich bewegen?“ „Linker Arm: Ja. Rechter Arm: Ja. Linkes Bein: Ja. Rechtes Bein auch. Genauso Füße und mein Kopf.“ Er machte Übungen wie ein eingerosteter Roboter. „Ob mein Schwanz noch geht, weiß ich nicht. Er hängt ganz schlapp in der Hose.“ Felix lächelte gequält. Seiner Mimik war zu entnehmen, daß er sich einige Prellungen zugezogen hatte. „Erst mal' raus und sehen, wie's dem Wagen geht.“ Was Ernstes war's demnach nicht, wenn er sich schon wieder Sorgen um seinen Porsche machen konnte. Sie quälten sich ins Freie. Tick Tick Tick. Felix kramte eine Taschenlampe heraus und schlich um den *Carrera*. Max fummelte derweil nach dem Erste-Hilfe-Kasten. „Oh Scheiße, das darf nicht wahr sein!“ Das Jammern kam von Felix. „Der ganze Wagen im Arsch. Nur noch Schrott. Wir haben gerade hunderttausend Mark versenkt. Mein Gott, das macht mir kein Mensch in Ordnung. Ausgerechnet hier, am Ende der Welt. Womöglich gar der Rahmen verzogen.“ Wie ein kleines Kind umarmte Felix sein Auto

und heulte. „Jetzt halt' Dein Maul!“ herrschte Max ihn an. „Ich verblute hier, und Du kümmerst Dich nur um den Scheiß da. Leuchte mir mal mit der Taschenlampe ins Gesicht. Ja, so. Und? Muß' ich sterben?“ Max grinste. Felix auch. „Halb' so wild. Nur 'ne Platzwunde. Gib' mal den Medizinkasten.“ Er schüttete Max Jod ins Gesicht und bastelte ihm aus Mull, Pflaster und anderem Verbandszeug einen provisorischen Turban. „Eins A, mein Lieber. Klassischer Schmiß auf Temporalis. Wir danken für gehabte Partie und führen ab.“ Die Jungs lachten ihr Erlebnis weg. Der Turban war übertrieben, eine Kompresse hätt's auch getan, mußte ja nichts genäht werden. Und das Pflaster hielt auch nicht richtig, aber geschenkt. Die Sache mit dem Auto war übrigens weniger schlimm als befürchtet. Der Motor sprang bereitwillig an, auch die Gänge ließen sich einlegen. Allerdings war vom Ausflug ins Grüne die rechte Frontseite verbeult. Mit vereinten Kräften zogen sie am Kotflügelblech. Das hatte den Radkasten eingequetscht und schabte auf dem Vorderreifen. Nach einigen Mühen bekamen sie es soweit hin, daß sich der Wagen wieder bewegen ließ. Felix setzte sich hinters Lenkrad, und es gelang ihm tatsächlich, das Auto heil auf die Straße zurückzufahren. Freudestrahlend stieg er aus. „Yes, Sir!“ Seine Welt war wieder in Ordnung. Beinahe jedenfalls. Denn plötzlich stutzte er.

„Wir haben irgendwas überfahren, Max.“ Der glotzte ihn an, als hätte sein Freund gerade entdeckt, daß die Erde doch keine Scheibe ist. „Was dachtest Du denn, warum wir in 'n Graben gerauscht sind?“ Felix stand noch immer auf der Leitung. Es war zum Verzweifeln. War Kollege Korte so benebelt? Waren das Spätfolgen der Botanik? Oder hatte er wirklich nur auf sein blödes Feuerzeug geachtet? Na, woll'n nicht so sein, dachte Max, geben wir eben Nachhilfe. „Vor uns liefen Rehe über die Fahrbahn, drei oder vier. Eins davon haben wir erwischt.“ *Mission accomplished*, bei Felix machte es Klick – wie immer, wenn es um seinen Wagen ging. „Das Schwein! Es hat meine Karre versaut.“ „Es war kein Schwein, es war 'n Reh. Ein Schwein wäre gemütlich in der Furche sitzen geblieben, bis...“ „Schweine? In der Furche? Ich dachte, das sind Füchse?“ „Die wohnen im Bau.“ „Schluß jetzt! Was es auch immer war, hoffentlich ist es tot, das freche Tier.“ „Klar ist es das. Oder meinst Du, so ein Reh überlebt den Zusammenprall mit etwas, das hundertfünfzig schnell ist?“ „Dein Wort in Gottes Ohr. Immerhin wird mich die Reparatur 'ne Stange Geld kosten. Da geschieht's dem Vieh nur recht, wenn es verreckt. – Du, Max,“ grinste Felix, „meinst Du nicht, wir sollten es mitnehmen?“ „Wie bitte?“ „Als Trophäe. Wir finden in Pamplona jemanden, der es ausstopft. Hoffentlich ist sein Kopf heil geblieben.“ „Laß das. So ein Rehschädel ist spießig. Und wer weiß, wie lange wir danach suchen müssen. Das Tier kann sonst wohin geschleudert sein. Vielleicht hatte es auch Tollwut oder sonst 'ne Pest am Arsch. Außerdem ist es verboten, ein totes Reh mitzunehmen.“ „Verboten, verboten, ich glaub, es geht los! Das Vieh hat mich fast umgebracht, jetzt will ich seinen Kopf.“ Felix war regelrecht im Jagdfieber. Max versuchte, ihn zu besänftigen. Mitten in der Nacht nach einem überfahrenen Reh zu suchen, so eine bescheuerte Idee! „Nimm den Fuß vom Gas, Mann. Du hast den Unfall doch selbst verschuldet.“ Ein nutzloses Ansinnen. „Was bitte, wie? Hast Du sie noch alle? Soll' ich Dir eine reinhauen oder was? Da ruiniere ich mir den Wagen, und Du verteidigst das, das... Monstrum auch noch? Los, geh mir aus dem Weg! Wenn Du mir nicht helfen willst, tu ich's eben alleine.“ Und er marschierte los. Mein Gott, dachte Max, vielleicht ist er doch zu hart mit dem Kopf angestoßen. Hat einen Schock erlitten und kollabiert gleich. „Ach, was geht mich das an. Wenn er unbedingt seinen Willen haben will – soll er ruhig. Der ist ohnehin nicht zu bremsen.“ Max

steckte sich eine Zigarette an und fingerte ein heil gebliebenes Bier aus dem Fußraum. Vom Auto aus konnte er den Schein von Felix' Taschenlampe sehen. Der lief immer wieder um die Stelle herum, wo er das Reh gerammt haben mußte. Als er nichts fand, rannte er die Straße auf und ab. Bald kletterte er sogar durchs Unterholz. So, wie Felix über die Straße humpelte und durch den Wald stolperte, kam er Max vor wie der bucklige Gehilfe des Doktor Frankenstein, der nachts über die Friedhöfe schleicht und dabei murmelt: „Meister, Meister, wir brauchen noch ein Gehirn!“ Felix war wirklich ein Idiot. – Aber nicht nur er. Daß jemand sie hier finden würde, möglicherweise gar die Polizei, und diese sie wegen Drogenbesitzes, Alkohol am Steuer und so weiter mitnähme – auf diese Idee kamen beide nicht.

Auf einmal ertönte ein gellender Schrei. „Max! Maaax! Schnell, komm her!“ Dem fuhr der Schreck in die Glieder, denn die Stimme, sich überschlagend, heiser, röchelnd, klang wie die eines Mannes, der dem Leibhaftigen höchstpersönlich ins Auge blickt. Van Baccum rannte in Richtung der Taschenlampe. „Maaaax! Warum kommst Du nicht?“ Felix hörte gar nicht auf zu brüllen. Während er rannte, rasten van Baccum alle möglichen Gedanken durch den Kopf. Hatten sie vielleicht doch kein Reh überfahren, sondern einen Menschen? Einen Jäger vielleicht oder einen Anhalter? Oder hatte Felix im Unterholz eine Leiche gefunden? Ein Mordopfer, das seit Monaten vermißt wird? Oder wurde er von einem Raubtier bedroht? Oder waren ganz einfach die Gäule mit ihm durchgegangen?<sup>1</sup> Endlich erreichte er ihn. „Was ist denn los?“ keuchte Max. „Oh, mein Gott“, schluchzte Felix, „Sieh doch bloß.“ Er leuchtete mit seiner Taschenlampe auf die Erde. Zwei dunkle Augen reflektierten den Schein. Ohne Zweifel, ein Reh. Es war nicht tot. Seine Flanken zitterten. Mehrfach versuchte es, sich aufzurichten. Aber es bekam nur seine Brust hoch, drückte seine Vorderläufe durch, tap tap tap strampelten sie. Vergeblich. Die Hinterläufe blieben schlaff am Boden liegen. Sie waren merkwürdig verdreht. Knochen schimmerten hindurch. Blut klebte auf dem Fell. Das Auto mußte das Reh von der Hüfte abwärts zertrümmert haben. Vermutlich hatten sie es gerade erwischt, als es wegsprang. Wieder robbte das Reh einige Zentimeter nach vorn, wieder brach es zusammen. Max starrte wie gelähmt auf dieses Schauspiel. Felix weinte wie ein Kind. „Warum ist es nicht tot?“ „Reiß Dich zusammen, Kerl.“ Max war es peinlich, wenn Erwachsene weinten. Aber als Felix endlich schwieg, war es erst recht gespenstisch. Rehe sind nicht wie Hunde. Sie jaulen nicht, wenn man sie überfährt. Das sterbende Tier schnaufte und röchelte nur. Sonst, und bis auf das Kratzen der Vorderbeine, war es ganz still. Felix fing wieder an. „Wir können nicht einfach zusehen, wie es verendet! Wir müssen was tun! Hörst Du? Max?“ „Du hast Recht. Wir sollten es erlösen.“ „Ja, das sollten wir. Erschlag es, Max, erschlag es! Bitte, bitte, erschlag es!“ „Scheiße, nein, Felix. Ich nicht! Du bist gefahren! Du hast es verletzt. Nicht ich.“ „Bitte, Max, bitte, das tust Du mir nicht an. Wir sind Freunde, nicht wahr?“ „Leck' mich. Wer wollte denn den Kopf von dem Tier? Sieh doch, hier ist er. Welches Glück Du hast. Du hast dem Reh nur das Heck zerschmettert. Der Rest ist ganz heile. Sogar die Augen gehen noch. Gibt 'ne prima Trophäe! Brauchst ihm nur den Kopf abschneiden.“ „Du Arschloch!“ brüllte Felix und stürzte sich auf Max. Korte war stark, aber viel zu wütend. Außerdem behinderten ihn seine Prellungen. Nach wenigen Momenten hatte van Baccum ihn im Schwitzkasten. „Beruhig' Dich, sonst brech' ich Dir's Genick!“

---

<sup>1</sup> Manchmal hat's man eben mit Tieren. Schweine, Füchse, Rehe, Raubtiere und Pferde – ein ganzer Zoo in einem Abschnitt.

herrschte er ihn an. „Ok?“ „Ok. Laß mich los.“ Max ließ ihn. „Also gut!“ schrie Felix, es war ein Schrei der Angst und der Verzweiflung, „Ich werde es tun. Doch womit? Liegt hier kein schwerer Knüppel ‘rum? Nein? Dann nehme ich den Wagenheber. Oder mein Messer. Ja, das ist gut, das Messer. Bleib hier, Max, ich hole es.“ „Nein, Felix, i-c-h hole es. Keine zehn Sekunden bleib ich allein bei dem Reh.“ Und schon lief er zum Auto. So was Ekliges, dachte er, als er die Fahrertür öffnete. Doch verdammt, wo hatte Felix sein Messer nur? In der Jacke war es nicht. Vielleicht herausgefallen bei dem Unfall? Max faßte unter den Fahrer- und den Beifahrersitz. Nichts. Er suchte den ganzen Fußraum ab, alle Ablagen. Nichts. Felix krakeelte ungeduldig herüber, und Max wurde immer nervöser. Er riß den Kofferraum auf, öffnete Felix’ Taschen und warf seine Sachen auf den Boden. Verflixt, das gab’s doch gar nicht. „Max, wo bleibst Du? Maaax!“ Endlich. Da lag es. Sorgfältig eingerollt in weißes Leinen. Ein schönes Messer mit geschnitztem Holzgriff und feststehender Klinge. In den Stahl waren Ornamente eingearbeitet. Felix hatte das Ding vor drei Wochen zum Geburtstag bekommen. Wie gemacht für einen Ritualmord aus Eifersucht, hatte Max damals gewitzelt. Er rannte zurück.

Felix war außer sich. „Wo warst Du solange?“ „Reg’ Dich nicht auf. Oder hattest Du Angst, das Tier könnte sterben, bevor ich zurück bin?“ Felix murmelte einen Fluch in sich hinein und nahm zögernd das Messer. Er blickte Max verzweifelt an. „Ich hab’ noch nie auf was eingestochen. Ich, ich weiß nicht. Ich glaube, mir wird schlecht. Hör mal, Max, ich kann das nicht. Ich hab’ als Kind nicht ‘mal ne Maus gequält oder ‘n Frosch aufgeblasen oder so was. Nichts. Ich bin doch kein Henker. Warum kann das Scheißtier nicht von selbst sterben? Hat doch Zeit genug gehabt.“ „Du Memme! Stoß’ endlich zu. Es ist die einzige Lösung. Sonst quält es sich vielleicht noch Stunden. Los! Tu es! Ich kann das auch nicht besser.“ „Mein Gott, wie es mich ansieht. Schau nur.“ Tatsächlich, das Reh sah sie an. Es waren diese treubraunen Bambiaugen, welche jedes Kind kennt und liebt, Augen, die so warm sind, so tief und unschuldig, so groß und so schutzsuchend, daß es einem durch Mark und Bein geht. Und diese Augen flackerten nun, waren unruhig und ängstlich, und schienen gleichzeitig voller Flehen zu sein, seinem Leid ein Ende zu machen. „Hier!“ Max gab’ Felix seinen Flachmann. Dieser trank ihn in einem Zug aus. Dann kniete er sich – langsam und bedächtig, als wäre es ein feierlicher Moment – vor das Reh, hielt einen Moment inne wie ein urzeitlicher Jäger, der sein Opfer vor der Tötung um Verzeihung bittet, atmete zweimal laut ein und aus und stach zu. – –

„Oh Scheiße, Mann, das ist nicht wahr. Was hast Du bloß getan?“ Allerspätestens jetzt waren beide wieder vollkommen nüchtern. Felix hatte dem Reh sein Messer unkontrolliert in den Bauch gestoßen. Es wand sich, aber es starb noch immer nicht. „Du mußt dem Tier ins Herz stechen oder ihm den Hals durchschneiden. Aber nicht so.“ „Ich konnte meine Augen nicht aufhalten dabei. Meine Arme waren wie Gummi. Ich kann das einfach nicht. Mir wird schlecht. Wirklich, jetzt.“ Felix warf das Messer ins Gras, tat ein paar Schritte und übergab sich. Max beschimpfte ihn. Aber heimlich gab er ihm Recht. Er hatte ja leicht reden, aber hätte er das gekonnt? Mit einem Messer ein Tier abstechen? Bei Sarah hatte er keine Hemmungen gehabt. Aber wer wollte das vergleichen? Das hier war was anderes. Es war aus heiterem Himmel passiert. Es ging um Leben und Tod. Und schuld daran war Felix, der Depp. Das kleine, zitternde Wesen vor ihm sicher nicht. Himmel noch mal, ja, Max hatte Mitleid



mit ihm. Ist denn das verboten? Gott sei Dank lag der Ball nicht in seinem Feld. Soll Felix man machen, dachte Max zunächst...

Es war ein Bild des Jammers! Zwei erfolgreiche Klugscheißer, zynisch, kraftvoll und obenauf, zwei Blender, wie sie im Buche stehen: Diese beiden Superhelden hockten da wie verängstigte Kinder und kotzten und heulten, nur weil sie nicht in der Lage waren, ein zum Tode verletztes Tier zu erlösen. Max schämte sich. Er wußte sich als ein Nichts, ein Niemand, ein Versager, ein Gnom, ein Nichtsnutz, ein aufgeblasener Schwätzer, der bei der ersten Anforderung in die Hosen scheidet. „*Verflucht*“, fluchte er. *„Wenn Du hier kneifst, wirst Du nie finden, wonach Du suchst. Du wirst immer Oberfläche sein, eine Hülle, wie Carl eine war. Ein satter, weicher Fatzke ohne Cojones, der nichts lebt, nichts verträgt und nichts ist. Was war’s denn, was Erasmus Dir auf den Weg gab? Lebe, verdammt noch mal, lebe! Und was ist denn Leben, wenn nicht die ureigenste Erfahrung von Tod, Schmerz, Überwindung und Grausamkeit? Wolltest Du das Leben nicht mit allen Sinnen packen? Also. Darum bist Du weg vom sicheren Zuhause, darum Köln and all that shit. Und selbst das kann nur ein Anfang gewesen sein, erste Perlen einer Kette. Du ahnst nicht mal, wo die Grenzen sind! Sei froh, daß dieser Unfall geschehen ist. Was Besseres hätte gar nicht geschehen können. Gerade vierundzwanzig Stunden im nächsten Kapitel, und schon die erste Bewährungsprobe. Schneller als Kokain, bunter als alle bunten Pillen und todesnäher als die Autobahn mit zwei Promille. Und Du stehst hier und machst Dir ins Hemd. Nimm die Chance beim Schopf, erledige das Vieh, bring es um, sag ja zum Leben! Felix ist ein Weichei, der kapiert das nie. Kitzelt das Ding mit seinem Taschenmesser. Ich lach’ mich tot. Du machst es anders, auf Deine Weise, grobe Weise. Und Du machst es jetzt. Oder nie.“* Felix würgte schon wieder.

Während Felix weiter spuckte, stapfte Max mit hochgezogenen Schultern über die Straße. Er startete den Wagen und fuhr an die Stelle, wo das Reh lag. Dessen Körper zuckte jetzt im Scheinwerferlicht. Dann stieg van Baccum aus, öffnete den Kofferraum und nahm den Wagenheber. Felix starrte ihn an, halb erleichtert, halb überrascht. „Was hast Du vor?“ „Das, was Du schon lange hättest tun sollen, Du Versager.“ Max nahm den Wagenheber und schlug ihn dem Tier mit aller Kraft auf den Kopf. Es klang, als hätte man mit einem Hammer auf ein rohes Ei geklopft. Die Schädelplatte war gebrochen. Die Augen verloren schnell ihre Wärme und wurden starr. Max sah hin. Er schlug noch einmal zu, fühlte nichts dabei. Keine Aggression, keinen Triumph, aber auch keine Angst, keine Schuld oder Beklemmung. Er schlug noch einmal und noch einmal. Als er endlich abließ, war aus dem schön geformten Kopf eine breiige Masse geworden. Max säuberte, so gut es ging, den Wagenheber im umstehenden Farngewächs. Währenddessen schlich sich Felix an die Leiche heran. Als wolle er sich überzeugen, daß das Reh tatsächlich tot ist, tippte er es mit dem Fuß an. Erst leicht, dann stärker. Er lachte und klatschte in die Hände. Eine Riesenlast war von ihm abgefallen. Dann hob er das Messer auf und stach auf das daliegende Etwas ein. Dahin, wo er das Herz vermutete. Dann schnitt er dem Reh auch noch die Kehle durch, wobei er sich sein Hemd versaute. Du armer Wicht, dachte Max. Vielleicht solltest besser Du da liegen als diese unschuldige Kreatur.

Die Leiche trugen sie zwanzig Meter weit in den Wald, wo sie es einen Hang hinunterwarfen. Felix’ Hemd blieb bei den Überresten des Tieres, genauso wie sein blutbesudeltes Messer. Sie stiegen ins Auto. Felix startete den Motor, zündete sich eine

Vinzenz Thuine  
Normannenstraße 8, 14129 Berlin  
thuine@berlin.de

Zigarette an und nahm ein Bier. „Willst Du auch eins?“ „Fahr endlich los. Wir sind spät dran.“

Von dieser Stunde an war Felix bei Max unten durch. Auch wenn van Baccum das nicht sofort zeigte. „*Aber bald bist Du reif.*“ Tick Tick Tick.

*Noch immer auf dem Weg nach Pamplona. Max hat in Lourdes eine seltsame, lang nachwirkende Begegnung mit einer blinden Frau.*

### Lourdes

Gegen Drei erreichten sie Lourdes. Die letzte Stunde hatte den Himmel verdunkelt. Dickleibige Wolken verdrängten die Sonne und verdrängten sie doch nicht ganz, denn ihr blieb, aus dem Hintergrund dramatische Kontraste zu zeichnen. Kühnes Lichtspiel übergieß den Horizont mit Bronze, und die Häuserfassaden kriegten einen ockrigen Farbstich verpaßt. Es würde Regen geben, ein starkes Gewitter. Von Ferne her meinte man bereits tiefes Grummeln zu vernehmen. Von den über dreitausend Meter hohen Gipfeln des *Aneto* und *Vignemale* kroch wirkmächtig und langsam der Wasserdampf herab, und die Kreuzformationen auf den Erhebungen gegenüber der Stadt, dem *Béout*, dem *Petit* und dem *Grand Jer*, waren nur mehr schemenhaft zu erahnen. Die Luft aber blieb stehen bei schwülen dreißig Grad. So ein Wetter ist am Fuße der Pyrenäen nicht außergewöhnlich, aber wer vom Meer kommt, zu viel getrunken und zu wenig geschlafen hat, dem erscheint es bedrohlich. Der schwer dräuende Himmel, der raunende Wind, die Phantasie einer kurz bevorstehenden Sturzflut im Hochgebirge, all das machte einen gehörigen Eindruck auf Max van Baccum. Der Landschaft haften etwas Mittelalterliches an, schrieb er in sein Gedächtnis. Als Kind hatte ihn die *Canossa*-Geschichte gefesselt, und in seiner Vorstellung wäre es für Heinrich unmöglich gewesen, in einem anderen als bösen Wetter den Weg hinan zu steigen und an die Tür der düsteren Burg zu klopfen.

Max war kaputt. Apathisch hatte er auf dem Beifahrersitz gedöst, äußerlich stumpf, während gleichzeitig manch krankes Wort durch seinen Kopf schwirrte. Das waren die bunten Pillen, das Bier, der fehlende Schlaf, die letzte Nacht. Er war erledigt, ausgequetscht. Seine Augen brannten, sehnten sich nach Dunkelheit, und seine Beine lechzten nach Erholung. Wie sollte er nur Pamplona durchstehen, diesen wüsten Karneval, schau nur, er winkt schon heftig herüber? Eine ganze Nacht schlafen, das wär's. Mindestens. Und wo wäre das besser möglich als in einem heiligen Ort?

Als ihr Auto die Stadtgrenze passiert hatte, begriff Max, daß genau das Gegenteil zutraf. Überall sonst im *Departement Haute Pyrénées* würde er Stille und Entspannung finden. Aber nicht hier. Mit seinen Schnellzugverbindungen, dem internationalen Flughafen und dem allgegenwärtigen, merkantilen Bürger-Ehrgeiz ist Lourdes das Rüdesheim der Katholiken, *a shiny holy wonderland*, himmelwärtiges Marien-KaDeWe, Tummelplatz überdrehter Glaubensfetischisten. Aber bestimmt keine Oase der Kontemplation, der stillen Suche, des demütigen Insichkehrens. Jedenfalls nicht im Sommer. Heerscharen von wundergläubigen Reisenden überschwemmen dann das Dorf, alleine gehend oder an Krücken, humpelnd und von Verwandten gestützt, in Rollstühlen oder fahrenden Krankenbetten. Stinkende Busse kotzen Tonnen von Unrat, Gebrechen und Weihwasserkanistern aus, und an jeder Straßenecke gibt's käuflichen Segen. Wer vom *Place Peyremale* rechts abbiegt in die *Rue de la Grotte*, der taucht ein in diese merkwürdige Zwischenwelt aus gottesfürchtigem Disneyland und geldgeiler Volksfrömmigkeit. In sanften Bögen führt die Straße hinab zum Flüschen Gave und von dort in den Schoß und Schlund des Ortes, die *Sanctuaires*, und

die Grotte von *Massabielle* ist sein *Raison d'Être*. Fünf Millionen Menschen suchen Jahr für Jahr das kleine, gerade sechzehntausend Einwohner fassende Städtchen heim. Glückliche, deren Luft aus der Sauerstoffflasche ist. Eine Mischung aus Heiligentourismus, ehrlichem Glauben, Schaden-kanns-ja-nicht-Attitüde und Geschäftssinn umweht die aufgeputzten Gassen. „*Town of Friendship, World Center of Pilgrimage, a special Place of meeting with God*“, so wirbt der örtliche Tourismusverband. Und hat konsequenterweise gleich eine Internetverbindung geschaffen, die dem bewegungsfaulen Gelegenheitskatholiken die Möglichkeit gibt, vom heimischen Sofa aus in die Grotte von *Massabielle* zu blicken.

...

Max war nicht gut, kalter Schweiß tropfte von seiner Stirn. Er rang nach Luft, seine Beine waren wackelig, als hätte ihn ein Virus gepackt. Auch sein Kopf war befallen, absurde Szenen gingen ein und aus, Stimmen und Stimmungen spukten herum. Wie ein Bilderreigen von *Brueghel* und *Bosch* sauste es vor seinem Auge auf und ab, Schuld und Tod, eine Galerie des Bösen, es piesackte, schärfer, quälte ihn, und in seinen Ohren summt unablässig der süße Walzer des Verfalls.

Das Hotel war ganz mit heiligtümelnden Menschen belegt, und Max fühlte sich von ihrer aufgeputschten Freundlichkeit geradezu erdrückt. Er wollte schlafen, so wie Felix, der schnarchend neben ihm lag, aber es ging nicht, irgend etwas hielt ihn ab. Also bestellte er sich einen starken Kaffee und trat schwankend vor die Tür.

Grellbunte Reklame schlug ihm entgegen. *Lourdes, the city that never sleeps*. Als wäre es Reno, Nevada. „*Se habla Espanol, man spreekt Vlaams, English spoken, si parla Italiano, man spricht Deutsch, on cause Wallons.*“ In den Schaufenstern waren wehrlose Marienfiguren aufgetürmt, vom Taschen- bis zum Lebendformat. Daneben Kerzen, der Größe nach aufgereiht wie Orgelpfeifen. Es ist schon Buße genug, sie zu tragen. Max stolperte die *Rue de la Grotte* hinauf, mitgezogen und aufgehalten vom endlosen Strom der Menschen.

Überall gab's zu kaufen, was der gemeine Pilger braucht, vom Rosenkranz über Muttergottesfiguren und neoheidnische Mineralamulette zu den unvermeidlichen Behältnissen für heiliges Wasser. Sie waren aus milchigem Plastik und versehen mit dem Aufdruck LOURDES sowie einer Zeichnung von Basilika, Fluß, Grotte und Jungfrau. Es gab sie in allen Größen, vom 50cl-Flachmann zum In-die-Tasche-tragen bis zum Zehnlitertank für den, der es nötig hat. Viel hilft sicher viel. „*Notre Dame de Noel. Weine aus Menjucq. Ty An Traou Mac. Grill. Parking. Brouwershuis.*“ Babylon war ein Dorf dagegen. Daß alle religiösen Souvenirläden ein haargleiches Angebot führten und ihre Preise bis auf den Centime übereinstimmten, nährte den Verdacht kartellrechtlich bedenklicher Strukturen, grob gesagt, da wäre eine katholische Mafia am Werk. „*Point vieux. Au roi Albert. Confiserie de la Grotte. Café Jeanne d'Arc. Sainte Rita. Salles de Réunion. Pax Mundi. WC Publics.*“ Nicht weit vom Hotel bot eine *Association de la Petite Voie de Sainte Therèse* („*the little Way Organisation*“) ihre Dienste an, und Max überlegte, was damit wohl gemeint sei, eine Art Pilgerschaft *light* vielleicht, der bequeme Weg zu Gott, wohlstandskompatibel und portioniert genießbar. Ein Haus weiter warben sie für *Addict* und *Attraction*. Die sich das ausgedacht hatten, meinten Parfums, aber die Mädchen auf den Reklamephotos sahen aus, als übten sie für einen Pornostreifen. „*Diorama Historial de la Médaille*

*miraculéage. Son et Lumière.*“ Max sog die Eindrücke ein, als läge er, mit einer Spritze im Arm, gefesselt auf dem Krankenbett, Morphinen ausgeliefert, und er sah unbeteiligt zu, wie die Infusion in ihn hinabtropfte. Plötzlich riß ihn ein unheiliger Lärm aus den Fieberträumen. Eine männliche Stimme schepperte durch ein Megaphon. Sie machte Reklame für den *Circus Zattara*, „*franco-italien*“, wie der Rufer betonte, und seine Parolen wurden unterbrochen von stampfender Musik. Als das Auto vorbeischlich, die Lautsprecher auf dem Dach groß wie ein Kühlschranks, machte Max ein Gesicht, als wäre ein Raumschiff gelandet. Und dieses Gesicht entgleiste noch mehr, als hinter dem Wagen ein Raubtierkäfig über die Straßen rumpelte, auf einem altertümlichen Anhänger hinter einer ebensolchen Zugmaschine. Wie im Kinderbuch. Und die drei Löwen im Käfig liefen nervös im Kreis herum. Arme Kreaturen. Dann bogen Lautsprecher und Löwen um die Ecke, es wurde leiser, nur das Murmeln der Menschen blieb, und das Fieber hatte ihn wieder. „*Arts religieux. Hollandse Koffie. Auswahl von Eis.*“ Auf der nächsten Markise stand, gold auf blau, in großen Lettern *Union Catholique*. Und darüber, klar und deutlich, worum es ging: *Bijoux*. Meterbreit.

Die Luft wurde matt, nun war es Gewißheit: Das Gewitter würde kommen. Das Lichtspiel war vorbei, rabenschwarz war es am Horizont. Ein Lüftchen tauchte auf, wurde stärker, plötzlich erstarb es. Finstere Stille nun, die Stille vor dem Sturm. „Der Herr erbarme sich denen, die noch im Berg sind“, flüsterte eine alte Frau.

Max' Atem war kurz, er rang nach Luft. Sein Hemd klebte am Körper, die Zunge am Gaumen. Warum gehst Du nicht zur Quelle, Max? Von der Grotte bis zu den Aufgangsbögen der Basilika erwarten Dich Wasserhähne, mach sie auf und trinke! Warum trinkst Du nicht? Es ist der einzige Ort in der Stadt, an dem 's was umsonst gibt. „*Au Chapelet de la Vierge. Au sacre Cœur de Jesus. A la Vierge immaculée.*“ Vielstimmige Namen, ein einziger Zweck – das Ingangsetzen volkswirtschaftlicher Kreisläufe. „*Diorama! Visitez! À 20 personnes. Cambio. Gebrannte Mandeln.*“ Jesus hätte viel zu tun, wollte er hier die Tische gottfremder Händler stürzen, wie weiland im Tempel zu Jerusalem. „*Ice-cream. À Padre Pio. À louer.*“

Als Max sich den Place Monseigneur Laurence entlang schleppte, vor den Eingang zu den *Sanctuaires*, gegenüber dem *Hotel Moderne*, wurde er von der Neonreklame der *Alliance Catholique* geblendet. Giftigblaues Neon pries den Namen des Geschäfts, umrahmt von einem gelb blinkenden Pfeil, als wär' es ein Erotikmarkt. Bei Reizüberflutung hilft nur der Holzhammer. Aber nicht die Schilder zogen ihn an, es war der Gesang der Gläubigen. Erst hatte Max vermutet, die Klänge kämen vom Kirchenplatz herübergeweht, aber dafür waren sie zu gleichmäßig, und als er genau hinhörte, merkte er, daß sie aus der anderen Richtung rührten. Und als er zum Laden drängte, durch einen Wald voll Kerzen, an Flaschen und Kanistern vorbei, Nippesfigürchen und Heiligenbildchen, und er endlich den Eingang erreicht hatte, die offenen Fenster, die sich ganz zur Seite schieben lassen, da stand da ein Dutzend Pilger um einen Fernsehapparat herum und sah sich einen Film an, der in einer Endlosschleife wiederholt wurde. Er zeigte Ausschnitte einer Messe auf dem Feldgeläuf der *Sanctuaires*, wie sie Tag für Tag passiert. Priester beten vor, Gläubige beten nach, Gebrechliche werden gefüttert, viele starren zum Himmel. Statt eines Kommentars erklang ein Lied, von dem man nur das Worte *Ave* verstand, mit Betonung auf -ve. *A-ve, A-ve, A-ve*. Was sich anhörte wie Wehklagen oder ein Schlachtruf aus dem Stadion. Es war wie in einem Modegeschäft für Minderjährige, wo MTV

und VIVA dudelt. Und die Leute standen drum herum und guckten sich das an. *Totus Tuus*. Nichts wie weg.

Max war durch. Seine Beine mochten nicht mehr, seine Lungen nicht und auch nicht sein Kopf. Diese Schwüle, jammerte er, sie nimmt mir Atem und Verstand. Das gleißende Licht, es macht mich blind und stumm. Aber gleißend war es doch gar nicht! Dunkel war es, beinahe finster. Es lag wohl an seiner Müdigkeit, erschöpft war der Mann, seine Augen flackerten, er konnte kaum was sehen. Sein Herz schlug wild und schmerzhaft, er fürchtete, keine Luft mehr zu bekommen. Außerdem fiepte es in den Ohren, ein Stechen wütete in seiner Stirn, und ihm war heiß und kalt zur gleichen Zeit. „*Maison natale de St. Bernadette. Bar. Fraiches. Gelati. Minimarket.*“ Auf dem Weg zum *Blvd. Père Rémy* wurde ihm schwindelig. Erst verblaßten die Farben. Dann lösten sich Fassaden auf. Stuck zerbröselte, Fensterglas verflüchtigte sich. Regenrinnen taten wie geschmolzenes Blei. „*Confection Dame / Enfant. Bières pression. All’Italiana. Gravure gratuite.*“ Jetzt sank jede Form zu Boden. Straßenlaternen verschwanden im Asphalt und Autos verklumpten zu einer Masse aus Talg. „*Objets de Piété. Planete Cadeaux.*“ Max schwankte, stolperte, rempelte ein junges Mädchen an, gab wirres Zeug von sich, unverständliche Fetzen über die Sünde und den Tod. Passanten stützten ihn, begleiteten ihn auf eine Bank. Sie gaben ihm zu trinken und betupften seine Schläfen mit Kölnisch Wasser. „Mein Gott, der hat ja Fieber! Hohes Fieber!“ Ein praktisch denkender Mann wollte ihm einen Schnaps anbieten, doch die anderen hielten ihn zurück. „Das wird nicht reichen. Der hier braucht einen Arzt.“ – – –

„Er braucht Gott. Keinen Arzt.“ Aus der Ferne hörte Max eine langsam arbeitende, stark intonierende Frauenstimme. Sie war klangverliebt, altmodisch kunstvoll, aber auch ein wenig bedrohlich, ein Alt, das keinen Widerspruch duldete. Die Art, wie sie die Silben dehnte, diese Bestimmtheit, sie zeugte von einem unglaublichen Sich-Selbst-Sicher-Sein. Die Stimme wiederholte ihren Satz, er klang nah und deutlich, dann wieder weit weg, wie der Schrei der Ertrinkenden über das offene Meer. Gebrochene Gestalten formierten sich da, als verzweifelt Getriebene banden sie ihre Ohren zusammen, um besser zu verstehen. Ehrfürchtig lauschte van Baccum dieser Stimme, zusammengekauert lauschte er, auf dem Holzbalken, die Augen starr ins Weite gerichtet. „Er braucht Gott. Keinen Arzt. Denn die Wahrheit Gottes ist eine andere als die der Heilkunst.“ Jetzt schaute Max die Frau an. Ihr Gesicht paßte so gar nicht zu der Stimme. Es war blaß, unglaublich dünn, wenig konturiert, und es hatte schmale, ungeschminkte Lippen. (Was hat er erwartet, etwa ein hundsnasiges, eberzahniges Ungeheuer?) Die Frau war kaum mehr als ein Meter und fünfzig groß. Max schätzte sie auf siebzig Jahre. Sie trug kurze, braune Locken und hatte ihre Augen unter einer dicken Brille verborgen. Alles an ihrem Körper war zart und zerbrechlich: Ihr trinkhalmiger Hals, ihre kleinen Hände, die streichholzhaften Beine, welche knieabwärts unter einem roten Regenmantel hervorlugten. „Hilf mir, Gladys“, sagte sie leise zu der Person, die neben ihr stand, „Ich möchte zu ihm gehen.“ Die Angesprochene war unzweifelhaft ihre Schwester. Sie war aus gleichem Ton geformt, das gleiche Gesicht, die gleiche Figur. Nur die Brille fehlte. Und etwas jünger war sie. Gladys legte der mit der Brille und der tiefen Stimme eine Hand unter den Ellbogen und die andere auf ihre Schulter. „Komm, es ist gleich hier.“ Jetzt sah Max, daß sie blind war, und das machte ihre Stimme noch unheimlicher. „Wer bist Du, daß Du so müde bist?“ Max stotterte. „Ich... bin... auf der Durchreise.“ „Jeder

Mensch ist auf der Durchreise. Aber manchmal sind die Wege nicht die richtigen.“ Da rappelte er sich ein bißchen auf. „Wer sind Sie?“ „Ich bin Muriel de Winter. Das ist meine Schwester Gladys. Wir kommen oft hierher.“ „Ich verstehe“, nuschelte van Baccum. Jedes Jahr pilgern hunderttausende Kranke und Gebrechliche zu der Grotte, auf ein Wunder hoffend, das sie von ihrem Leid erlösen soll. „Nichts verstehst Du!“ herrschte Muriel ihn an, „daß ich nicht sehe, hat nichts damit zu tun. Im Gegenteil, ich sehe es als Gnade an. Denn es läßt mich in die Seelen der Menschen blicken.“ „Sie hat ein zweites Gesicht“, ergänzte Gladys ein wenig vorlaut. „Schweig!“ herrschte Muriel sie an, um dann versöhnlich hinzuzufügen: „Ich mag nicht, wenn Du spottest.“ „Na, dann will ich mal wieder“, versuchte sich van Baccum davon zu mogeln, „mir geht es schon viel besser.“ „Das tut es nicht, Max. Das tut es ganz und gar nicht. Hin- und hergerissen, wie Du bist. Es kämpfen Anständigkeit und Sünde in Dir, stilles Bescheiden und eifernde Lust.“ Der Angesprochene zuckte, wieder tat sein Kreislauf Kapriolen, er wackelte wie Götterspeise. „Woher wissen Sie meinen Namen?“ Da mußte die alte Dame lachen, es war ein heiseres, aber von Herzen kommendes Lachen. „Keine Sorge, mein Freund, ich habe keine übersinnlichen Kräfte. Wir wohnen lediglich im gleichen Hotel. Ich habe gehört, wie Du Dich angemeldet hast.“ Puh, da war Durchatmen angesagt. „Aber daß Dich schon dieser kleine Scherz aus der Bahn wirft, zeigt, wie wenig Balance Du hast.“ In van Baccums Kopf formierte sich Glockengeläut. „Deine Seele ist gut. Sie sehnt sich nach Ruhe. Aber Dein Inneres steckt in einer falschen Hülle. Sie ist aufgehetzt, die Hülle, läuft in eine falsche Richtung. Kann nicht finden, was Du suchst. Weil Du Dich gehenläßt, mit dem Tode spielst, vor Deinem eigenen Ich davonläufst, vor denen, die Dich lieben, vor Gott.“ Papperlapapp. Dummes Geschwätz.

Dummes Geschwätz? Wirklich? Nicht *ein* Körnchen Wahrheit? NeinNeinNein. NeinJaNein. JaNeinJa. JaJaJa. Ja doch. Die Alte hatte Recht. Es spukte schon den ganzen Tag in seinem Kopf. Hoffentlich ging das bald vorüber. Wenn er nur wieder bei Kräften wäre. „Begleite uns zur Grotte, Max.“ Zur Grotte. Da wollte er sowieso hin. Ist doch die Hauptattraktion der Stadt. Würde er denn gehen können? „Steh' auf! Du bist jung.“

Gemeinsam spazierten sie die Straße zurück, der *Porte St. Joseph* zu, nach den großzügigen, im Sommer ewig überfüllten Anlagen *Les Sanctuaires*, gemächlich wie Patienten eines Sanatoriums. „*A la Chaine d'Or. Casa Portuguesa. Rapido Resto. A la Protection de Marie.*“ Weg mit den Sprüchen, weg mit dem Neon, weg mit dem Radau! Wenn es nur nicht so düster wäre. Schon fuhren die ersten Autos mit Licht. Diesmal war es wirklich Donner. Kein Zweifel.

Sie mußten wieder an der *Alliance Catholique* vorbei. Max sah nicht hin, horchte lieber nach rechts, den Gruppen und Grüppchen hinterher, die im Schoß und Schlund verschwanden. Ein Flüstern wehte herüber, ein Wispern wie Regen. „Gegrüßet seiest Du, Maria, voll der Gnaden.“ Gleich hinter dem Eingang blieb Muriel de Winter vor einem Zelt stehen. „Ich zeige Dir, was Du nicht siehst.“ In dem Zelt befand sich ein hölzernes Modell der heiligen Anlage, gedacht für Blinde. Muriel redete wie ein Reiseführer. Gleich daneben hatte sich eine Gruppe Indios zum Kreis aufgestellt, Hände auf Hüfthöhe, Handflächen nach außen, Nasen zum Himmel. Max empfand ihre Pose als lächerlich, übertrieben, wie amerikanisches Bibelfernsehen, aber offensichtlich meinten die Leute das ernst. Genau wie das junge Hippiepäarchen

in flachsigen *Dreadlocks* und sackigen Berbermänteln, das in einer Holzkiste leere Wasserflaschen zur Quelle trug. Selbst in Sachen Jungfrau blieben sie ökologisch korrekt. „Komm jetzt. Ich will Dir die Basiliken zeigen.“

Max mochte sie nicht. Ihr Grau nicht und nicht ihre Gestalt. Ein vergleichsweise filigranes Gotteshaus auf einem dicken Felsplateau, zu dessen oberem Eingang ausladende, weit geschwungene Auffahrtsrampen und Treppen führen, als wüchsen ihr zwei riesige Zangen aus dem Maul. Wie der Kopf eines Hirschkäfers. Wer genau hinschaut, wird die Ähnlichkeit erkennen. Einladend ist das nicht. Oder soll das die Botschaft sein: Wer sich in meine Fänge begibt, wird nicht mehr frei sein ganzes Leben? Zwischen den Zangen klebten zwei kleinere Brüder, wie zum Bereitlegen und Portionieren der Beute. Und zwischen der oberen Kirche und der zu ebener Erde liegenden Rosenkranzbasilika schlummerte das Tor zur Krypta, dessen kühlfeuchte Mystik manch ahnungslosem Besucher den Atem verschlägt. Als hinter ihnen jemand die schweren Türen zuklappte und der Hall bis tief in den Schlund hineinzischte, da hätte sich van Baccum gewünscht, wie Jonas nur von einem Wal verspeist worden zu sein. Durch acht Bögen hindurch tastete er sich zitternd vorwärts zur Kapelle. Als er zwischen Menschenknäueln in den kleinen Raum hineinglitt, traf ihn der Glanz der Strahlenkranzmaria derart unvorbereitet, daß er sich wie ein ängstliches Kind an seine blinde Führerin krallte. „Ja, wir Katholiken haben einen Sinn für Pointen.“ Muriel de Winter lachte. Dann zeigte sie ihm die Danksagungen der Gläubigen, mit denen die Wände der Krypta, der Räume neben dem Kapelleneingang, der Gänge dahinter und zur Sakristei gepflastert waren, in weißem und rotem Marmor.

Als sie wieder vor das Tor traten und er sich die Augen rieb, war aus den Hirschkäferzangen nur ein mißglückter Versuch geworden, den Schwung des Petersplatzes zu kopieren, ein Vorhaben, bei dem die Baumeister vor lauter Frömmigkeit den Sinn für Proportionen verloren hatten. „Los, zur Grotte.“

Wie klein sie ist, dachte Max. Ein schlichter Altar, viele Kerzen, und rechts oben, in den Fels gestellt, eine Statue der Jungfrau Maria. Max erkannte sie, ohne je zuvor hier gewesen zu sein; seine Großmutter hatte ein Bild von ihr im Gebetbuch getragen. Schön war sie nicht, daran änderte auch der Marmor nichts; ein typisches Beispiel verkitschter Heiligenverehrung aus dem 19. Jahrhundert. „*Que soy era Immaculada Concepciou*“, diese Inschrift steht auf dem Sockel, „ich bin die unbefleckte Empfängnis“. Hier irgendwo war es geschehen, am 11. Februar 1858, einem eisigen, vernebelten Tag, als plötzlich ein Brausen erklang, wie stürmischer Wind, und bei der kleinen Höhle, wo Schweineherden ihre Tränke hatten und Unterschlupf suchten, sah sie SIE das erste Mal, die Jungfrau, in Weiß gekleidet, mit einem blauen Band um ihre Hüften, eine gelbe Rose auf jedem Fuß. Von da an hatte sie achtzehn Begegnungen mit IHR. Hier, nicht irgendwo, genau an diesem Punkt war es. Eine links vor der Grotte in den Boden eingelassene Steinplatte erinnert daran. Und ein Stückchen weiter hinten kann man die Quelle sehen, die Bernadette zwei Wochen später entdeckte. Eine schmutzige Brühe war es zuerst, doch plötzlich wurde sie rein und klar, Zeichen jenes Wassers, welches mit dem Blut aus der von der Lanze durchbohrten Seite Christi floß. Die Quelle ist längst unter Glas, und der Wasserlauf ist kanalisiert. – Alles ist hier kanalisiert, auch der Weg der Fürbitten der Kranken und Beladenen, man hat ein eigenes Kästchen dafür hinter den Altar gestellt. Muriel faßte



Max am Arm. „Suche nicht in der Welt. Suche hier. Hier ist das Geheimnis.“ Und sie drückte Max ein Büchlein in die Hand, mit den Botschaften der Jungfrau. Es war in englischer Sprache geschrieben und bereits kräftig zerlesen. „Hier, Max, ich habe das Heft seit vielen Jahren. Ich brauche es nicht mehr, denn ich bewahre jedes Wort in meinem Herzen. Ich hatte es schon fortwerfen wollen, weil es so alt ist und so zerissen. Aber jetzt weiß ich, daß es gut war, es aufzuheben. Behalt' mich, hat es geflüstert, bis Du jemanden findest, der es nötiger hat als Du. Und dieser Augenblick ist jetzt.“ Sie legte ihre Hände auf seine Wangen, eine mütterliche Geste, sanft und intim. Max aber entzog sich der Berührung. „Sie machen mir Angst, Muriel. Ich bin müde, und ich bin krank. Ich müßte ins Bett, vielleicht auch wieder nach Hause. Ich kann nicht klar denken. Alles tut weh. Mein Kopf dröhnt. Ich fürchte, ich werde verrückt. Vielleicht ist das alles gar nicht wahr. Vielleicht bin ich gar nicht hier. Vielleicht sind auch Sie gar nicht hier. Ich bin unendlich verwirrt.“ „Das bist Du, weil Du ahnst, daß es irgendwo eine tiefere Wahrheit gibt, eine Wahrheit, die Du fleißig leugnest. Sie ist da, um Dich herum, in Dir selbst. Du weißt es, und sie wird Dich erlösen, wenn Du sie läßt. Aber Du mußt sie ehrlich wollen. Kehre um, mein Freund. Da draußen...“ – sie zeigte in Richtung der spanischen Berge – „...da draußen lauert Gefahr. Max, geh nicht! Kehr' um! Lauf weg! Sofort! Kehr' um! Max...“ Ihre Stimme zitterte, tat plötzlich einen Schrei – und verstummte. Die alte Dame trat einen Schritt zurück, streckte die Arme aus nach ihm, und dann sah es aus, als wäre sie eingefroren, der Körper zu Stein und ihr Gesicht zur Fratze. Sofort stürzte Gladys herbei, stützte ihre Schwester, strich ihr zärtlich über die Stirn und sah Max böse an: „Was haben Sie gemacht, Sie Teufel?“ – nur um erschrocken zu ergänzen: „Gott steh' Dir bei.“ Sie bekreuzigte sich. „Er habe Mitleid mit Deiner Seele.“ Nun strömten Pilger heran, drängten Max ruppig zur Seite, breiteten Jacken und Decken aus, damit sich Muriel de Winter hinlegen könne. Noch immer streckte die ihre Arme aus, wie ein Standbild, selbst als sie auf dem Boden lag, und ihr Gesicht war reines Entsetzen. Sie hat eine Erscheinung, murmelten die Leute, und sie staunten van Baccum an, als sei er der Leibhaftige. Und einige sanken auf die Knie, zogen den Rosenkranz aus der Tasche, und flehten SIE an. „Gegrüßet seiest Du, Maria, Mutter Gottes, voll der Gnaden, der Herr sei mit Dir...“ Verstört schlug Max seine Hände vors Gesicht und rannte fort von der Grotte. „...und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes...“

Und rannte? Wollte rennen, konnte nicht, kam nicht weit. Zurück war der Traum, zurück der Schlamm, der Sumpf, in dem die Füße stecken, man kommt nicht weiter, wie sehr man auch möchte. Hör auf, an Deinem Bein zu ziehen, sonst bricht es oberhalb des Knöchels ab, in dieser Welt, die ein seltsames *Perpetuum Mobile* ist, wo Trödeln das Trödeln nährt und ein Umweg den nächsten, wie im Traum, Du willst fortlaufen, aber etwas hindert Dich, Du willst bleiben, aber es treibt Dich, immer weiter, unstet beständig, nicht Stehen, nicht Gehen, ein Stolpern voller Pausen, doch ohne wirklich anzuhalten.

Es ging wirklich nicht. Denn heute war Sonntag. Vor der Kirche, auf dem freien Platz, hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, sag bloß, Du hast sie vorhin nicht bemerkt? Zum Gebet hat sie sich versammelt, zur Messe, warst Du wirklich so lang' hinten, bei der Grotte? Oder ist das, was Du siehst, gar nicht wahr? Sind es Bilder von heut' früh, von gestern, der nächsten Woche, Vorschau, Rückschau, Film im Film? Aber der Donner ist doch auch wahr, der schwarze Himmel, das Rufen der Männer im Berg! Muriel, die Dich zur Umkehr mahnt, das Büchlein, die Krypta, die

Arme des Käfers! Alles wahr! Vor der Kirche, zwischen den Rampen, da liegen sie, die Kranken und Gebrechlichen, liegen dort seit hundert Jahren, und Max mußte zwischen ihnen hindurch, den Kranken und Gebrechlichen, die da liegen auf Bahren und Pritschen, sieh doch, sie empfangen die heilige Kommunion, und sie liegen unter einer blauen Decke, auf einem blauen Kissen, ihr Hemd ist so weiß, und der Priester kniet neben ihnen und legt ihnen die Hostie auf ihre Zunge, die Hostie, die feucht ist vom Wasser der Quelle, daß sie sich zu einem weichen Brei verwandelt, man kann sie schlucken, ohne auf ihr herumbeißen zu müssen, auf ihr, auf IHM, denn es ist SEIN Fleisch, sein Leib, und er ist es durch IHN und mit IHM und in IHM.

In mehreren Reihen sind sie aufgestellt, die Kranken und Gebrechlichen, in Betten liegen sie oder sitzen in Rikschas, hübsche Wägelchen mit aufklappbarem Dach und in blaues Tuch geschlagen, zwei Räder hinten, eins vorne, Stütze für den wehen Fuß. Aufgestellt in Reih und Glied, wie bei einem Autokino, und drüben ist die Leinwand. Schau, die Frau, die da vor Dir liegt! Du kommst nicht an ihr vorbei, wenn Du sie nicht ansiehst. Spring nach links, und ihr Bett fährt auch dorthin, spring nach rechts, und sie versperrt Dir dort den Weg. Sieh sie an, die alte Frau! Sieh sie an, sonst kommst Du nicht vorbei. Ganz in Weiß ist sie, und auf dem Haupt trägt sie eine Kappe, wie ein Säugling sie trägt, das paßt sehr gut, denn sie geht zurück, woher sie kam. Ganz blaß ist ihr Gesicht, nur die Lippen nicht, die sind ganz blau verfärbt, und ihre Augen sind verborgen unter einer viel zu großen Brille. Und alles andere von ihr liegt friedlich unter der gehäkelten Decke. Als brächte man einen Säugling zur Taufe. Ein Säugling, dessen Ende nahe ist. Vor dem Bett kniet ein Mann, es ist ihr Sohn. Wie anders er ist, mit energischem Stoppelhaar, vollem Mund, einer festen, braunen Haut. Zärtlich kniet er vor ihr, und seinen Kopf hat er vorsichtig auf ihr Bett gelegt, neben ihren Schoß, er weiß, daß es zu Ende geht, weiß es genau wie sie. Aber sie hadern nicht, betteln nicht, verlangen nicht nach Trost. Es ist, wie es ist, die Reise beginnt, das Leben geht weiter, hier oder dort.

*„Gib' die Bahn frei, Frau!“*

Ja, Max, lauf weiter, zieh an Deinem Bein, selbst wenn es abbricht. Zwäng' dich an dem Popen vorbei, seinem Knebelbart, wie er aussieht!, ganz in Gold und Samt, tausend Jahre unterwegs. Schau nicht zu den Paukenschlägern, den Menschen im Kostüm, wie Kivelinge sehen sie aus. Vergiß die Matrosenkapelle, die Männer in schottischen Röcken, und vergiß die japanischen Kimonos. Schließ' die Augen vor den Fiakern und den afrikanischen Frauen, wie sie tanzen in bunter Robe und Turban. Und neben den Frauen stehen drei Schwarze in viel zu großen Jacketts, und sie tragen viel zu goldene Sonnenbrillen, als wären sie Spione. Lauf weiter, Max, Dein Fuß bricht ab, aber was macht schon der abgebrochene Fuß, hast ja noch einen, und wenn auch der weg ist, kannst ja noch prima auf Knien rutschen wie die Leute vom Malteserorden, erinn're Dich, *Semana Santa*. Oder greif Dir einen Rollstuhl, wie die Burschen drüben, sie tragen einen Baldachin. Ein Bischof läuft unter dem Baldachin, er trägt die Monstranz von dannen, in vollem Ornat, und die Rollstuhlfahrer werden geschoben, weil sie doch beide Hände an den Stangen halten. Hinter ihnen stolziert ein englischer Bobby mit Tuba, begleitet von flämischer Spitze. Dazwischen Inder, die aussehen wie Fakire, gleich lassen sie die Schlange aus dem Korb. Einer trägt einen Büschel Pfauenfedern vor sich her. In den Federn steckt ein Holz, da tutet er hinein. Seine Kameraden umtanzen ihn, und weil ihre Trachten so schön sind,

beachtet keiner das Grüppchen polnischer Jugendlicher nebenan. Ernst blicken sie drein, und sie haben Photos vom Papst auf ihr Kreuz genagelt.

„Ich muß zurück zu ihr.“

Als er sich zur Grotte zurückgekämpft hatte, waren Muriel und Gladys de Winter verschwunden. Max hatte so viele Fragen. Was sollten die Andeutungen? Welche Gefahr hatte sie gemeint? Warum die Aufforderung, umzukehren? Und was hatte es auf sich mit der komischen Broschüre da? „Ich muß sie finden“, legte er seine Marschrichtung fest, aber auch „Ich muß was essen. Ich brauche Schlaf. Ich habe Fieber.“ Aber alles auf einmal geht nicht. „Essen kann ich morgen. Schlafen auch. Und gegen das Fieber werde ich Tabletten nehmen.“ Doch wo sollte er mit der Suche beginnen?

„*What I have to say to you does not have to be written down.*“<sup>2</sup> Wie ein gehetztes Tier stolperte Max über die Pilgeranlage, zwischendurch im Heftchen blättern. „*The Apparitions of the Virgin Mary to Bernadette Soubirous.*“. Wenn es doch endlich zu regnen begänne! Das Wasser würde ihn kühlen, vielleicht das Fieber austreiben, das Herzrasen beenden, vor allem diese Schwüle nehmen, diese entsetzliche Schwüle! Wieder mußte Max sich abstützen. Sein Atem rasselte. Endlich, es blitzte! Krachend entlud sich die Energie des Himmels. Warum nur schauten ihn all die Leute so an?

„*Would you be kind enough to come here for fifteen Days?*“ Sie ist erst vierzehn Jahre alt, die kleine Bernadette, als ihr am Ufer des Gave zum ersten Mal die Jungfrau erscheint, in einem rauschenden Wind, ohne daß sich die Äste bewegen. Achtzehn Erscheinungen in fünf Monaten. Ein Vierteljahr später ergeht von Napoleon III. die Order, die Grotte der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Da strömen schon Zehntausende an diesen Ort. Acht Jahre danach geht Bernadette ins Kloster, mit fünfunddreißig ist sie tot, aber unsterblich. „*Panorama St. Bernadette – Spectacle durée 25 Minutes. Diorama Son et Lumière.*“ Es gibt falsches Leben auch im richtigen.

„*I do not promise to make you happy in this World but in the other.*“ Verzweifelt durchquerte Max die Gassen der Altstadt, rannte noch einmal zurück zur Grotte, Blitze schlugen ein in die Berge, aber es regnete noch immer nicht.

„*Penance! Penance! Penance! Pray to God for Sinners.*“ Tausende von Kerzen waren in den Heiligen Stätten entflammt, ein Meer des Lichts, und auf den Lippen trugen die Gläubigen ihre Lieder. Ein mystisches Bild, erhaben und feierlich. Himmliche Heerscharen auf dem Weg zu Gott, trunken ihre Seele. Max stolperte herum, stieß wildfremde Menschen an, wie ein vom Wahn Geschüttelter. „Haben Sie Muriel de Winter gesehen? Sie ist blind. Sie ist ein Geheimnis.“ Die Menschen senkten den Kopf und sangen weiter. Manche taten es, weil ihnen die blinde Frau unbekannt war, manche, weil sie Max für irre hielten oder einfach fies waren vor seinem Anblick. Wirt sah er aus, tiefliegende Augen, offen sein Mund, hastig die Stimme. Schweiß perlte von der Stirn, seine Kleidung war ungeordnet.

Andächtig schaukelte der Schein der Lampen. Armut, wahres Gebet. *Christe Eleison, Kyrie Eleison, Christe Eleison.*

---

<sup>2</sup> Erste Botschaft der Jungfrau Maria (vom 18. Februar). Ihre Worte wurden dann aber doch niedergeschrieben.

*“Go, kiss the Ground for the Conversion of Sinners. Go and drink from the Spring and wash yourself in it. You will eat the Grass that is there.”* Dies ist mein Leib, der für euch hingegeben wird, mein Blut, das für euch vergossen wird, für euch, liebe Sünder, die ihr entstellt seid von eurem Tun. Max war am Ende seiner Kräfte. Er hatte nicht geschlafen, nicht gegessen, der Alkohol wirkte bitter nach. Er ließ sich von der Prozession mitreißen wie ein Stück Holz auf einem mächtigen Strom. Wenn er die Schwestern de Winter hier nicht fände, dann nirgends. Aber wie sollte ihm das gelingen, in dieser Menschenmasse? (Und wo genau ist *hier*?) Schlimmer noch, hatte er sie denn wirklich gesehen, vorhin, oder war alles nur Einbildung?

Da, endlich, die ersten Regentropfen. Max richtete sich auf, erhob wie ein Priester seine Hände, riß die Lippen auseinander, streckte seine Zunge heraus, um das Naß nicht zu verpassen. Jetzt! Aus Tropfen wurde Geplätscher, Gepladder, Geglucker. Dann regnete es wie aus Kübeln. Die Pilger blieben stehen. Keiner rannte fort. Alle starrten in den dunklen Himmel. Es schüttete jetzt, ein Wolkenbruch. „Herr, sei bei denen, die in den Bergen sind.“ Bald war der Boden aufgeweicht, man stellt sich nicht vor, wohin es ihn schwemmt. Max stieß einen Schrei der Erleichterung aus, der Erleichterung und der Verzweiflung und der Erschöpfung. Wie in Zeitlupe sank er auf die Knie, auf der Grasfläche hinter dem Marienrondell, schlug mit dem Kopf erst nach hinten, dann nach vorn. Er klatschte mit dem Gesicht in eine Pfütze. Regentropfen tanzten auf seiner Wange. Er hielt die Augen geschlossen. – Endlich. Regen.

*“Tell the Priests to let the People come in Procession and let a Chapel be built.”* Erschrocken waren die Pilger beiseite gesprungen. Zuerst waren sie der Meinung gewesen, da sei ein Verrückter auf dem Weg zur Grotte, um Gesundheit zu erleben, wie so viele hier. Also hatten sie nichts gesagt, als Max grunzend und mit den Armen fuchtelnd um sie herum lief und nach einer blinden Heiligen fragte. Nur eine keifende Alte hatte mit böhmischem Akzent nach Nieswurz gerufen. Jetzt aber, als er so da lag, sich nicht bewegte, nur entsetzlich röchelte, wie der Regen auf seine Wange tropfte und sie sahen, wie er Schlamm hatte in seinem Maul und die Grasnarbe, da ängstigte es sie und sie schrieten nach einem Arzt.

— — —

„Klarer Fall von Erschöpfung. Vermutlich waren auch Drogen im Spiel. Aber das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es sei denn, wir machen einen Bluttest und so weiter. Aber wozu? – Glauben Sie mir, ich bin Arzt. Hab’ schon hunderte Pilger versorgt. Viel schlimmere Fälle dabei. *Herzinfarkte, Schlaganfälle, Leberschaden. Tiefes Koma, tot die Oma, läuft der Laden.* Was weiß ich. Bei der Menge Kranker, die hier ankommt! Da ist das hier doch Firlefanz. Der Kerl braucht Schlaf, einfach nur Schlaf. Sonst nichts. Am besten vierundzwanzig Stunden. Und dann ein saftiges Stück Rindfleisch. Damit er wieder zu Kräften kommt. Aber, mein lieber Herr Korte, was auch immer er getan hat in den letzten Tagen, es wird ihn ein Jahr seines Lebens kosten, soviel ist sicher. Sagen Sie ihm das. Sie sind doch sein Freund. Verdammt noch mal! So ein Raubbau. So was Verrücktes. Das überlebt man nicht ewig. *Nobody can drive on this road forever.*“

Es dauerte lange, bis Max erwachte. Es war wie ein fürchterlicher Kater. Alles drehte sich. Oben war unten und unten war oben. „Verdammt, Max, ich weiß nicht, was Du getan hast letzte Nacht. Und ich will es auch gar nicht wissen. Aber es wird – Teufel

noch mal! – Zeit, daß wir von hier verschwinden. Komm, zieh Dich an und dann nichts wie weg hier. Du mußt bei Kräften sein, übermorgen beginnen die Stierläufe in Pamplona.“ Max zog den Mund schief. „Da draußen lauert Gefahr“, flüsterte er und hielt Felix’ Hand. „Tödliche Gefahr. Wir sollten nicht dorthin gehen. Wir sollten umkehren. Weglaufen. Jetzt sofort. Laß uns umkehren. Felix!“ „Papperlapapp. Du hast zu viele Kirchenlieder gesungen.“ – –

Peng! Der Wagen hatte eine Fehlzündung. Felix steckte sich eine Zigarette an und schluckte die letzten Zentimeter aus einer Wodka-Flasche. „Ab nach Pamplona! – Übrigens, ich hab’ ein zerrissenes Heiligenbüchlein bei Dir gefunden. Es war voller Schlamm. Ich hab’ es weggeworfen. Ich nehme an, das war Dir recht.“

*I AM THE IMMACULATE CONCEPTION.*

*Endlich da. Die Feria von Pamplona! Gedankenlos werfen sich Max und Felix zwischen die tobenden Leiber, absinthvernebelt feiern sie durch die Stadt.*

### Aficionados

Sie waren gegen vier Uhr morgens ins Bett gekommen, und jetzt war es bereits kurz vor elf, als Max, arg strapaziert von der letzten Nacht, aus dem Hotelfenster auf die *Plaza* hinabblinzelte. Dort liefen, lachend und lärmend, Flaschen in der Hand und am Mund, seit den frühen Morgenstunden ungezähmte Heerscharen durcheinander, in der traditionellen Pamplona-Tracht – weiße Hemden und Hosen, ein rotes Hüftband sowie ein ebenfalls rotes, kurzes Halstuch, das *Panuelo* – frisch wirkend und stark. Die Sonne schien wütend und wolkenlos. Heiß würde es werden, wie gestern, was bedeutete, daß es unerträglich würde, trotz des lauen Lüftchens, das vom Meer herüberwehte. Felix und Max sprangen in ihre Hosen vom Vorabend, gossen sich einen Kaffee und drei Glas süßen spanischen Sekts hinein und beeilten sich, rechtzeitig zum Rathausplatz zu gelangen.

Für einen wie Max, der die milden Nachmittage des Frühlings liebte, den Geruch jungen Grases, die ersten Triebe der Laubbäume, das weiche, erwachende Licht, den Schatten vereinzelter Wolken, für den ist Pamplona im Juli ein Graus. Statt sanfter Farben nur ein böses Flackern der Sonne, die Sträucher stumpf und grau und verbrannt, und blödes Blau glotzte von oben herab.

Max hatte sich seit Tagen nicht rasiert. Es stand ihm eigentlich nicht besonders, denn sein Bartwuchs erinnerte eher an einen Knaben denn an einen Helden *on the road*, aber es gab ihm zusammen mit dem *Panuelo* etwas bohémehaftes, und das wiederum gefiel ihm sehr.

Der Strom der Besucher, eine unendliche Herde grölender Menschen, verschwitzt, Haare verklebt, was sind schon Bad und fließend Wasser, schwappte hinein in die *Plaza Consistorial*, gleich ist es soweit. Die baskischen Fahnen wehten, und zwischen den über den Köpfen ausgestreckten Armen zuckten die Tücher. Eine Armee der Gläubigen, Orden des heiligen *Fermin*. Aus dem fröhlichen Singen wurde ein Orkan, und der Blick ging fest geradeaus, alle Hände, Augen, zum Himmel, die Adern, die Seele zum Bersten gespannt. Wo ist Gott, der Erlöser, unser Heiland und Held? Ein einziger Körper, eine einzige Stimme, ein einziges Betteln und Fleh'n – und auf einmal fast Stille und Andacht, kein Atmen mehr, kein Wille, keine Freiheit, nur Glaube, Erwartung und Hoffnung, die Welt will eine Masse sein.

*Pffffffiuuuuuuhh.*

Vom Balkon des Rathauses wurde sie gezündet, *Chupinazo*, die erste Rakete, Auftakt für ein Tage dauerndes Beben, ein Beben, das nicht durch die Unruhe der Erde entsteht, sondern durch das zehntausendfache Trampeln auf ihrem Asphalt. Die Menge, eben noch ein fester Block der Andacht, eruptierte wie ein Vulkan, in jede Richtung bog sich der Jubel, wie Bälle hüpfen sie auf und ab, die Jungen und die weniger Jungen, und sie spritzten sich Rasierschaum und Bier, Sahne, Löschmittel, Luftschlangen und was sonst noch alles in Druckdosen paßt, in und auf ihre Gesichter, Körper und Kleider. Auf vielen Dosen stand *Nieve de Fiesta*, und noch ehe man

einen fragen konnte, was das bedeutet, war man bereits von einer weißen, pappigen, furchtbar klebrigen Masse bedeckt, eine Mischung aus Schmierseife, Zuckerguß und allerhand Chemie. Dazu wurde Sekt verspritzt, billig und süß, sogar von den Balkonen herab, duck Dich, nein, mach den Mund auf, deutsche Bürgertochter, ach, gieß mir das Zeug doch einfach über die Bluse. Ein unaufhörlicher, zuckriger Regen prasselte auf sie herab, er macht uns alle gleich, demokratische Sauerei, faß mich an, nur ein einzig' Mal, ein Stempel des Drecks und des Glücks. Englische Proleten, südländische Diven, hüpf mit mir in den Brunnen, wälzt euch im Schlamm, woll'n doch mal seh'n, was passiert! Haare gesprenkelt, Kleidung verdorben, Haut mit Film aus – bäh! Regressives Glück, Orgasmus der großen Zahl, schüttle Dich wie ein begossener Pudel. Wer bist denn Du, sieh mich nur an, mir steht das Wasser tief in den Schuh'n.

„*Viva San Fermin! Gora San Fermin!*“ Amnestie bis nächste Woche, Startschuß, um die Gassen der Altstadt in eine wabernde Masse trinkender und brüllender Körper zu verwandeln, ein menschliches Knäuel, durch das wellengleich Schreie der Freude hallten. Trommeln rummsten durch die Stadt, und Felix und Max versanken in einem Meer aus Wein und Musik. Haus um Haus, Bar um Bar kämpften sie sich vorwärts, trinkend, tanzend, mal voyeuristisch nach Beute gierend, mal selbstvergessen und mal melancholisch. Dann verloren sie einander und merkten es nicht. Sie hatten sich neue Kameraden gesucht, hatten sich treiben lassen, und irgendwann waren sie einander abhanden gekommen, schlichtweg entglitten. Manchmal glaubten sie sich von Ferne zu erkennen, und sie winkten sich zu, doch in einer dichtgepackten Masse ist es hoffnungslos, sich zu einem verlorenen Kameraden durchzukämpfen. Außerdem – was machte es schon, daß sie sich aus den Augen verloren hatten? Sieh doch, da krallt sich diese holländische Schönheit in Deinen Arm. Merkste nich', sie zieht Dich zur Toilette, geh mit, hab' Deinen Spaß! Und jetzt drüben, da werfen sie einen in die Höhe, zwei Meter hoch, schau nur sein Gesicht, das kann er seinen Enkeln erzählen, wie ein Weltmeister, die Arme schlackern zur Seite, sechzehn Hände, sie warten auf ihn, na, hoffentlich geht's gut, wenn nicht, ist er hin.

So ging das ein paar Stunden, dann lichteten sich die Reihen. Die Vernünftigeren nahmen eine Auszeit, um am Abend zurück auf dem Damm zu sein, dann, wenn die Girlanden mit ihren tausend und abertausend Glühlampen über dem Platz wachen, wenn die blaue Stunde naht und vorübergeht, die Menschen sich gereinigt haben und in kleinen Grüppchen beieinanderstehen, als Auftakt zur zweiten Etappe. Bis dahin rückten die, die nicht duschen, nicht schlafen wollten, die ewig Standgas brauchten, enger zusammen, sie verklumpten sich wie eine ängstliche Herde im Gewitter, und dort, wo sie sich verklumpten, war es wie ein Pfeifen im Walde. (Nur lauter, viel, viel lauter). Und so plötzlich, wie sie einander verlustig gegangen waren, so plötzlich prallten die Freunde wieder aufeinander.

...

*Dem Muster von „Nacht und Tag“ folgend, sind es wieder ein Zufall und ein Sprung zurück, die die Geschichte vorantreiben: Max trifft Bridget Perth wieder, welche er vor einem Jahr auf der Trauerfeier für seinen Freund Carl kennengelernt hatte. Sie werden ein Paar. Gemeinsam laufen sie die Encierro, täglich ein Stückchen näher bei den Stieren, täglich ein Stückchen näher an der Sensation, am Geruch des Todes. Bei einem der Kämpfe in der Arena kommt ein Torero ums Leben. Dieses Erlebnis ist unfaßbar und unfaßbar prägend für Max. Er „hatte einen Menschen sterben sehen, mit eigenen Augen! Ganz nah dabei war er gewesen. Er hätte weinen können vor Glück.“ Spätestens jetzt hat ihn der Teufel bei der Gurgel. Und dann, als der Lärm etwas nachläßt, an einem der ruhigeren Tage, in der Routine von San Fermin, entscheidet Max, Felix müsse sein Opfer sein, sein alter Freund Felix, der sich nichts sehnlicher wünscht als nach Hause zu fahren, wo er sich auskennt und jemand ist. Vor den Stier würde Max ihn stoßen, und der Stier würde Felix aufspießen wie den Torero in der Arena.*

### Die Routine von San Fermin

Am dritten Tag regnete es. Eigentlich hätte van Baccum sich darüber freuen sollen, so heiß, wie es vorher war und wo er doch die Hitze haßte. Aber dann schlug ihm das Trübe aufs Gemüt, die wiederkehrenden Schauer, die vom Himmel stürzten, die verdampfenden Tropfen, die den Ort beinahe novembrig einhüllten, die schlechte Sicht, die triefenden Hemden der Feiernden, das dunkle und nasse Straßenpflaster. Und darum ließ er sich nach der *Encierro* drei Flaschen aufs Zimmer bringen, stieg mit Bridget ins Bett, und sie liebten sich wie goldenes Handwerk. „Ich bin verrückt nach Dir“, schrie das Mädchen in Ekstase, „ich verbrenne! Hör nicht auf! Nagel’ mich an die Wand!“ Ernst meinte sie das nicht, und Max glaubte auch nicht einen Augenblick daran. Aber schön war’s doch, irgendwie. Jedenfalls bis zum frühen Nachmittag. Dann zog es ihn hinaus. „Wohin willst Du?“ fragte Bridget und machte sich zwischen den Beinen sauber. „Ich weiß nicht. Einfach nach draußen. In eine Bar. Auf ein Glas.“ „Du kannst Dich doch nicht die ganze Zeit betrinken.“ „Warum nicht? Du kannst ja auch die ganze Zeit Liebe machen.“ „Das ist was anderes.“ „Ist es nicht.“ „Du willst, daß ich mich wie eine Hure fühle?“ Ärgerlich warf sie mit dem Klopapier nach Max. „Ja!“ lachte der, „das will ich.“ Und er zog sich den Bademantel vom Körper und stach erneut auf sie ein, bis sie wieder ganz verrückt nach ihm tat. Kurz nach Vier waren sie endlich auf der Straße.

„Du hast die Wahl.“ Vielleicht ins *Café Iruna*, die *Txoko Bar* und die anderen Touristenläden rund um die *Plaza Castillo*, samt den billigen Freßbuden, an deren Häuserwänden Plakate kleben mit Photos der Speisen drauf? Oder doch lieber die wilden Bars nördlich der *Estafeta*, rund um *Navarrería* und die *Calle del Carmen*, wo es nach Hasch riecht und sich ein achtunddreißigjähriger wie zwanzig fühlt? Die Frage war rhetorisch. Und so hockten sie bald Seite an Seite mit welchen, die Ringe durch die Nase trugen, durch Zunge, Ohr und Brauen, junge, zottelige Typen mit Wanderschuhen und Rucksack, die aussahen, als müßten sie immerzu weiter, immerzu weiter im Kampf gegen, ja, was eigentlich? Sie hockten im *Meson de la Navarrería*, wo Plakate die Zusammenlegung der ETA-Terroristen auf heimisches Terrain forderten, oder im *La Barbacoa*, oder im *Adalpa*, und das war eine andere Welt als die



der etablierten Kneipen, wo stilvoll der Schinken von der Decke baumelt oder, wie im *Adoquin*, der hl. *San Fermin* die Trinkenden grüßt.

...

Mißmutig hingen sie vor dem Tresen, der hatte einen Zapfhahn in Form einer Faust mit ausgestrecktem Mittelfinger. An dem zog der Wirt, und heraus kam schlechtes, holländisches Bier. Und sie Futterten *Pintxos*, belegte Baguettes, bis es ihnen zu den Ohren herauskam. Dann endlich ging die Sonne unter, und Leute kamen herein, mehr Leute und noch mehr. Sie wurden blau, wurden laut, fingen an zu singen, und als der Tag graute, begann van Baccum abermals, mit Felix zu zanken, über dieselben Themen wie die Tage zuvor. Doch bevor sie aufeinander einprügeln konnten, zog Bridget ihren Liebhaber vor die Tür. „Wir woll’n uns küssen und frische Luft dabei schnappen.“

Wenn es in dieser verrückten Stadt überhaupt ein ruhiges Plätzchen gibt, dann am Nordrand der *Calle del Bedin* in der Nähe der Kathedrale, und weiter die alte Stadtmauer entlang, den *Ronda del Obispo Barbazan*. Oder man marschiert zur *Plaza Virgen de la O*, am westlichen Rand des historischen Zentrums. Von dort hat man nicht nur einen schönen Blick nach Norden. Über eine kleine Brücke kann man links in den großen *Parque de Taconera* verschwinden und weiter zur *Citadella* oder ganz aus der Stadt. Wie ein ungesichertes Fluchtloch sah es aus, das alte Tor zur Brücke. Hörst Du, Max, wie es Dich ruft? „*Kehre um, mein Freund. Hier drinnen lauert Gefahr. Kehre um. Lauf weg. Sofort.*“ Max hätte leicht hindurchschlüpfen können, aber er tat es nicht, blieb hocken auf der Bank, Bridget im Arm. So grün ist Pamplona, achtzigtausend Bäume, aber er machte sich nichts draus. Sie liefen nach Hause, gleich würde es den nächsten Schauer geben. Auf eine Wand hatte jemand „GORA E.T.A.“ geschmiert. Ein zweiter hatte GORA durchgestrichen und durch PUTA ersetzt. Und ein dritter hatte PUTA übermalt und wieder GORA hingekritzelt. Und so ging das hin und her. Wohl zehnmal wechselte sich das Namenspärrchen ab. Zehn Striche und Worte, die mehr über das Baskenland sagten, als alle wohlfeilen politischen Analysen zusammen. –

Auch am nächsten Tag wollte sich das Wetter nicht beruhigen. Und auch nicht am übernächsten. Gegen alle Gewohnheit schüttete es drei Tage lang, und die Fiesta versank in Regen und Dreck. Die Fahnen hingen naß und traurig an den Masten, und die Stierkämpfe waren eine Katastrophe. Tier und Mensch rutschten auf dem feuchten Boden herum, ein *Matador* zog gar die Schuhe aus, um einen besseren Stand zu haben. Doch jeder Aufwand war zwecklos. Eines Abends war es so arg, daß man beinahe den Kampf abgesagt hätte. Doch nicht nur deswegen ödeten sich Max und Bridget, Felix und Rosalita, Robert und all die anderen an. Sondern auch, weil es ziemlich ermüdend ist, Tag für Tag zu feiern und Nacht für Nacht Liebe zu machen. Sie zogen um die Häuser, lungerten in den Cafés herum und unter den Gängen der *Plaza Castillo*, wo es immer mehr nach Pisse roch. Sie tranken auf ihren Zimmern, aber auch das brachte es nicht. *Yamaguchi* gab eine weitere Absinthfeier, zu der sogar Felix eingeladen war, doch auch hiervon hatte Max genug. – Es war immer seine Art gewesen, rasch einer Sache überdrüssig zu sein. Er war ein Meister der Halbbildung. Sobald er eine Aufgabe halbwegs durchdrungen hatte, das heißt, sobald er in der Lage war, Unwissenden einen Vortrag darüber zu halten, war’s ihm genug. Dann hüpfte er leichtfüßig auf das nächste Thema, und – *fini*.

So eine Routine hat eigentlich auch was Gutes. Sie beruhigt die Nerven, senkt die Drehzahl im Gehirn und macht, daß man einen Schritt von sich selbst zurücktritt. Und so kam es, daß Max und Felix – nein, versöhnen wäre der falsche Begriff – sich zusammenraufen wie ein altes Ehepaar. Sie flachsten, ohne einander weh zu tun, spornten sich an beim Trinkgelage oder fabulierten von alten *Weißt-Du-noch-Tagen*. Sie besuchten die gesitteten Restaurants in der *Calle de San Nicholas*, sofern man überhaupt von gesittet sprechen kann während der Fiesta. Und wenn das Wetter es zuließ, aßen sie ganz bürgerlich an den langen Tafeln der Altstadt, gut rasiert, vernünftig gekleidet, es gab Fleisch und Reis und Brot. Doch so sehr sie auch herumtollten, zu sagen hatten sie sich nichts mehr. Für Außenstehende mochten sie ein Herz und eine Seele sein. (Auch für Felix waren sie es, den nichtsahnenden Trottel.) Aber im Vergleich zu ihrer Freundschaft waren die potemkinschen Dörfer echt und für die Ewigkeit gebaut.

Und am Morgen des fünften Tages erinnerte sich Max wieder sehr genau, warum er seinen Kompagnon nicht ausstehen konnte. Was hatte der ihm nicht alles an den Kopf geworfen, am Abend, als sie sich geprügelt hatten! Felix war eifersüchtig gewesen, weil Max ihm die *Tour* mit Bridget vermässelt hatte, und weil er 'nen Dreh gekriegt hatte, hatte er verlangt, daß er ihn nach Venezuela begleitet, der Idiot, aber van Baccum wollte *partout* nicht. Ausgerechnet Südamerika, wo es heiß war und gefährlich, und jeder Bahnwärter ist korrupt. Ausgerechnet Felix, dieser Feigling, der sich vor einem sterbenden Reh fürchtete, soll er sich doch zum Teufel scheren. Na, und dann war's eben passiert. Felix kündigte den Reiseplan, gab seinen Abschied von der Auszeit bekannt und seine Rückkehr zu *Himmel & Hölle*, aber eigentlich war er nur ein Schisser. „Gott steh Dir bei“, hatte er gejammert, und daß Max' Leben abschüssig sei und keinen Pfifferling wert, blabla, so ähnlich. Und dann hatte er noch die Sache mit Sarah Furckh ausgebreitet, und er hatte damit geprahlt, sie gef--- zu haben, und daß sie zur Lagerhure gesunken sei und einst einem fiesen Albaner gehörte. Wahr oder nicht, Felix, das war zu viel, das tut man nicht, nicht unter Freunden, nicht mal wegen Sarah. Es würde Zeit, ihm mal richtig das Maul zu stopfen. So jedenfalls dachte Max, und beim nächsten Glas, daß man Felix gar erschlagen sollte, diesen Sauhund, wie dieses Reh, das sie überfahren hatten. Verdient hätte der Kerl das, da konnte der jetzt nett sein und *Drinks* holen, wie er wollte.

Verquaste Gedanken. Aber so kommt es, wenn es regnet und eintönig ist, und wenn man wie die Glucken aufeinander hockt, und wenn man trinkt und nichts zu tun hat, außer Maulaffen feilzuhalten und Menschen, die dafür bezahlt werden, beim Töten zuzusehen. Sie hätten weg fahren sollen, jeder für sich, ins Grüne, in die Wälder, die Berge, an einen Fluß zum Angeln. Sie hätten ans Meer fahren sollen oder eine Radtour machen oder mit dem Auto herumzuckeln. Aber das taten sie nicht. Sie klebten aneinander wie ein Klumpen Lehm. Aneinander und an dieser blöden Stadt und an dieser blöden Stierkampfscheiße.

Und deswegen wurde das Töten, vielmehr, die Auseinandersetzung mit dem Töten, nein, andersherum, gerade, weil er sich nicht mit ihm auseinandersetzte, sondern nur oberflächlich... – ach, ich fang' besser noch einmal ganz anders an.

Während der Fiesta ist die Altstadt von Pamplona eine Welt für sich. Man verliert das Zeitgefühl, und das nicht nur in der Kategorie von Tagen, sondern von Jahren und Jahrzehnten. Laut Kalender war es 1999, aber es hätte genausogut 1979 oder 1959

oder 1929 sein können, und die Menschen konnten höchstens noch morgens von abends unterscheiden. In dieser Welt lebte Max. Sie war laut und dreckig, und obwohl sie tausende mehr oder weniger Gleichgesinnter beherbergte, war es immer dasselbe Dutzend, mit dem er sich herumtrieb. Was er tat, tat er jeden Tag gleich, und sein Denkvermögen hatte unter dem Alkohol, dem wenigen Schlaf und der Enge sichtlich gelitten. Das einzige, was ihn erregte, war das Laufen morgens und die Arbeit der *Toreros* am Nachmittag. Und allein der Gedanke ans Töten war es, was ihn des Nachts wach hielt, nicht der Alkohol und nicht Bridget Perth. Max träumte davon, ein *Torero* zu sein, Macht zu haben über Leben und Tod. Er träumte, wie ein böses Kind träumt, er erfand Geschichten von durchbohrten Stierkämpfern und zerstochnen *Miuras*, und die Bilder, in denen er träumte, sahen aus wie die eines Goya. Er dachte sich zurück in die Zeit, als die Pferde noch nicht durch Matratzen geschützt waren, und die Leute vor Schreck in Ohnmacht fielen, wenn der Stier den Zossen die Bäuche aufbrach. Max träumte, und der Traum war ein Wahn, ein heißkaltes Fieber.

Und eines Abends entschied er, Felix müsse das Opfer sein. Einfach so, weil es am Praktischsten war. An Felix würde er ausprobieren, wie es wäre, über die letzte Sekunde zu bestimmen. Darum entschied Max, daß Felix das Opfer sein müsse. Nicht, weil er ihn haßte, *i wo, ich hasse doch den Felix nicht*, nicht im tiefen Innern, und wenn er ehrlich mit sich war, trug seine Wut auf ihn schon Falten. Sondern einfach so, und weil er ein Töter sein wollte, ein Stierkämpfer gegen den Menschen, ein Menschenkämpfer also, und weil Felix nur ein Stück Dreck wäre, ein Feigling, der in der *Hölle* den großen August markiert, aber jenseits des eigenen Stalls ein Bettnässer ist. Und das alles kam Max nur deshalb in den Sinn, weil es regnete und regnete, und er für zwei Stunden auf dem Balkon stand und in die Wolken stierte und rauchte.

*Der Plan gelingt. Von nun an sind Felix Korte und Hugo LaFarge ein Krüppel. Hinkfuß und Steifbein der eine, ein hadernder Schwächling der andere. Max aber wird weiter durch die Nacht torkeln, wird mit einem Hurentroß durch halb Europa ziehen, wird würgen und würgen und sich doch nicht erbrechen.*

### Die letzte Encierro

Es war der 14. Juli. Sechs Uhr morgens. Von irgendwo her erklang die dünne Stimme einer alten Frau, die singend den Tag begrüßte, während direkt vor dem Hotel ein Besoffener in die Blumenkübel kotzte. Er würde kaum an der *Encierro* teilnehmen können, aber wer weiß das schon in dieser verrückten Stadt.

Max van Baccum stand vor den halb geöffneten Fensterläden, gähnte, kratzte sich den Bauch, begutachtete die abblätternde Farbe und lugte nach unten, auf den nasen Platz, auf die schlapp herunterhängenden, regentriefen Fahnen, und auf den Mann, der immer noch würgte, leiser jetzt, weil außer galligem Schleim nichts mehr da war, was sich in die Pflanzen spucken ließ. Der Besoffene war ein feister Kerl mit roten Wangen und glasigen Augen, und mit seinen fettigen Haaren und dem schmutzigen Hemd sah er elendig und verwahrlost aus. Natürlich heißt das nichts in Pamplona, er könnte im normalen Leben genausogut Bauarbeiter wie Bankier sein, Bademeister oder Richter. Es nieselte.

„Was ist los, Max?“ Bridget richtete sich auf und zupfte ihr Haar zurecht, so schöne, blonde Haare. „Was ist los?“ Ihre Stimme klang rauhfaserig. „Ein Idiot kotzt auf die Straße, nichts weiter. Nur ein Idiot. A weird Pamplona Village Idiot. Vergessen wir ihn.“ Max zog den Vorhang vor, das Mädchen warf sich zurück aufs Bett. „Wie lange haben wir noch?“ „Knapp sechzig Minuten. Um halb acht müssen wir drin sein. *Get up!*“ „Können wir nicht hier bleiben? Wenigstens heute? Bei dem Wetter?“ „Das würde nichts nützen, ich wäre mit den Gedanken ganz woanders.“ „Du bist immer ganz woanders.“ „Es geht nicht. Es ist der letzte Lauf. Morgen ist alles vorbei, dann können wir tun, was immer Du willst.“ „Jeden Tag dieselbe Leier.“ „Die Antwort ist *Nein!* Und jetzt mach keine Anstalten.“ Bridget zog eine Schnute, aber dann stand sie auf. Einen wirklich hübschen Busen hat sie, dachte Max, als sie an ihm vorbei ins Badezimmer schlich, weiß wie eine Märchenfee. Aber dafür war jetzt keine Zeit. Sie waren für Acht zur *Encierro* verabredet, zur letzten *Encierro*, und sie mußten sich beeilen.

Eine halbe Stunde später war Max soweit. Weiße Hose, weißes Hemd, rotes Halstuch. Frisch rasiert, Gel im Haar, ein perfekter Akrobat. Flink tat er sich noch etwas Pulver aufs Zahnfleisch, es war das allerletzte bißchen, er hatte es in einer Jackentasche entdeckt. Und Bridget hatte sich fix die Beine rasiert. *Vamos!*

Max und Bridget kämpften sich zur *Plaza* durch, wo einer der Eingänge war. Von weitem schon hörten sie die Lobgesänge der Menge auf *San Fermin*, ihren Schutzpatron. Sicherheitsleute prüften sorgfältig Gesichter und Gangart der Wagemutigen. Wer zu sehr stierte oder wankte, ward nicht zugelassen, es sei denn, er war mit einem der Wächter bekannt.

„Na, Du Qualle?“ „Na, Du Sack?“ Max und Felix schlugen sich wechselseitig ins Kreuz und feixten wie zwei ausgelassene Holzfäller. Korte hatte die Nacht durchgefeiert, er sah schockierend aus, ungewaschen, fettiges Haar, rot geränderte Augen und staksige Bewegungen. Nur seine schauspielerische Begabung, immer und überall Haltung zu bewahren, hatte ihn davor bewahrt, von den Ordnern zurückgewiesen zu werden. „Du hast ja ganz schön angeblasen“, rüffelte Bridget, aber Felix verstand das als Kompliment. „Drei Wodka und ‘n Espresso in Pulverform.“ Felix lachte, und seine Hände gingen fahrig über sein Gesicht. „Es ist der letzte Lauf. Heut’ geht’s aufs Ganze.“ „Meinst Du nicht, Du solltest Dich etwas zurückhalten?“ „Das werde ich, Bridget“, lachte er. „Ich werde mich zurück halten, so weit wie nie. Max wird sich wundern, wie weit ich mich zurück halte, nicht wahr, Max?“ „Klar, Felix, wir bleiben hinten.“ „Siehst, Du, Bridget, so wird’s sein.“ Er tat einen Schluck aus einer Plastikflasche, die Mixtur war klebrig und hochprozentig. „Sei vorsichtig, Felix, Dir fehlt das Auge für den Stier.“ „Dumme Kuh, weißt nicht, was Du redest. – Wetten, ich kann länger auf einem Bein stehen als Du!“ Felix Korte zog das linke Knie hoch. In der Tat, für einen Betrunkenen stand er erstaunlich sicher. „Ich halte das ‘ne Stunde durch und länger, wenn’s sein muß.“ Bridget winkte ab. „Alberner Kerl. Bring Deine Briefchen lieber zur Post.“ Max aber applaudierte. „Du bist gut präpariert, mein Freund“, krächzte er.

Jetzt begann die Menge zu singen. In dem Lied baten die Läufer *San Fermin* um Beistand. Alle schauten in Richtung auf die Mauernische an der Straße *Santo Domingo*, wo eine kleine Figur des Heiligen eingelassen war, umhüllt mit Tüchern der *Penas*, verschiedener Vereine und Vereinigungen, die bei der *Fiesta* eine große Rolle spielen. Dreimal wird dem Schutzpatron gesungen, bevor die *Encierro* beginnt, fünf, drei und eine Minute vor dem Startschuß. Kaum einer der Läufer konnte die Statue sehen, aber das tat ihrer Inbrunst keinen Abbruch.

„*Mucha suerte*“, murmelte ein Spanier und machte das Zeichen des Kreuzes. Es war d-e-r Spanier, der alte, bestimmt über sechzig, und seine Haut war faltig und dunkel. Sein Körper aber federte elegant wie der eines Jungen, seine schmale Silhouette versprach Schnelligkeit und Ausdauer, und aus seinen Augen blitzte die Erfahrung aus vierzig Jahren *Encierro*. „Schau ihn Dir an, Felix. Wir werden h-i-n-t-e-r ihm laufen“, wies van Baccum seinen Freund an. „Sicher, Max, sicher.“

Robert und die Seinen stimmten Schlachtgesänge an, aber Max hörte nicht hin. Er konzentrierte sich auf den Lauf, das glitschige Straßenpflaster, den Rempfer, mit dem er Felix vor den Stier werfen würde. Vor dem Schlußabschnitt der *Calle Estafeta* sollte es passieren, *Meson Pirineo*, wenn der *Toro* aufgelaufen wäre und es Herrn Korte an Kraft und Konzentration fehlte. Er würde ihm ein Bein stellen, und es würde aussehen, als wäre der Stürzende unaufmerksam gewesen, und mit etwas Glück würde der Stier seinem Kameraden einen Stich geben, eine hübsche *Cornada*. „Souvenir aus Pamplona.“ Max konnte die Lacher schon hören.

Das Nieseln wurde stärker. Max-van-Baccum-Wetter, witzelte er.

Träumst Du, Max? Wach auf, mein Junge, das ist kein Film! Man kann einen Menschen nicht so mir-nichts-Dir-nichts anstupsen, harmlos genug, daß es keiner merkt, stark genug, daß er ausrutscht, vom Horn eines rasenden Stiers getroffen wird, und das, was er erleidet, wird eine Narbe geben, aber eben nur eine Narbe und nicht

mehr. Nein, Max, so wie Du das ausgerechnet hast, geht das nicht. Entweder, Du nimmst allen Mut zusammen und stößt Felix direkt vor den Stier, aber dann ist es nicht nur Vorsatz und Verbrechen, sondern auch sichtbar, und man wird Dich erwischen. Und wenn es dumm kommt, verliert Felix sein Leben und Du Deine Freiheit. Oder aber Du achtest darauf, daß man Dir ja nichts nachweisen kann, aber dann darfst Du allein auf den Zufall hoffen, und Du bist keineswegs der Menschenkämpfer, der Du sein wolltest.

Warum, überhaupt, in Dreiteufelsnamen, willst Du Felix aufspießen? Was hast Du gegen ihn? Er hat Dir geholfen, wo immer es ging, hat Dir in Köln die Wohnung besorgt und den Eintritt in illustre Kreise, hat Deine Photographie gefördert, und – wichtiger – er war Dir ein Freund, als es Dir dreckig ging, voll Wunden, die vom Kristall herrührten. Sowie, vergiß das nicht, als Sarah Dich gedemütigt hatte und Du herumlieftest wie ein geprügelter Hund, gerade noch fähig, unschuldige Gäste in einer Kneipentoilette zu verhauen. Dieser Freund hat Dir Deine Rache erst ermöglicht, obwohl er selbst nichts davon hatte. Im Gegenteil, in Gefahr hat er sich begeben für Dich. Ein Helfer in der Not also, ein Heiliger fast. Und was steht auf seiner Sollseite? Daß er Dich seine Überlegenheit hat spüren lassen, bevor Du ein kleines Sternchen wurdest? Geschenkt. Außerdem hat's Dir mehr genützt als geschadet. Daß er rumgezickt hat beim Anblick eines halbtoten Rehs? Verzeihlich, findste nicht? Immerhin kann nicht jeder mit dem Gemüt eines Metzgers auf die Welt kommen. Daß ihr euch in Pamplona gestritten habt, er Dich bloßstellte vor allen Leuten mit dem Gerücht über den Albaner und sich selbst als Sarahs Liebhaber? Zugegeben, das war nicht sehr fein von ihm. Aber ihm deshalb was antun? Bist ja selbst nicht g'rad zartsaitig umgegangen mit ihm. *Tit for tat*. Wer austellt, muß auch einstecken können. Stell' Dich nicht so mädchenhaft an, Max, *tough cookie*. Nee, mein Freund, so kommst Du nicht davon. Es gibt keinen Grund, Felix was anzutun, schon gar keinen für kaltblütigen Mord. *Komm, geh a Nosncandy nehm' mit dei'm Freund*, und laß gut sein. *Last not least*, auch wenn Du's vergessen hast: Du sollst nicht töten.

*„Jetzt übertreibst Du aber. Ich will ihn gar nicht töten. Verletzen soll er sich, eine Cornada soll er kriegen. Das reicht voll und ganz. Er soll nur wissen, sie kommt von mir und ist Strafe dafür, daß er mir manch' Tag versaut hat. Außerdem: Es geht gar nicht um Felix. Sondern um die Sache an sich, das Herantasten an die letzte Grenze. – Ja, ich weiß, ich muß Kompromisse machen, kann nicht tun, wonach's mich treibt. Vielleicht wird er nicht mal gelingen, der Stoß, oder der Stier spielt nicht mit, kann alles sein. Aber wenn ich dem Letzten schon nicht Guten Tag sagen kann, will ich wenigstens an seine Tür klopfen und sie 'n Spaltbreit aufdrücken. – Ich hab's mir nun mal vorgenommen. Und was man verspricht, das hält man auch.“*

Mitten in die Plädoyers platzte die Rakete. Die Verhandlung ist unterbrochen, sie wird auch nicht mehr aufgenommen. Max und Felix faßten sich an den Händen. „Wir bleiben zusammen.“ In seiner Trunkenheit war Felix wie ein kleines Kind, das sich von seinem Onkel die Entdeckung der Welt verspricht. Aber dieser Onkel sah düster und mit gepreßten Lippen vor sich hin.

Da, die Stiere! Los, Max, sonst holen sie uns ein! Ja, Felix, los! Auf zur letzten *Encierro*! Die beiden Freunde stürmten los wie zwei zwölfjährige Knaben in braungebrannten, geraden Körpern und mit einer reinen Haut, unter der man die Linien ihrer Rippen und Schulterblätter ausmachen kann, mit geschmeidigen Bewegungen,

schlank, kraftvoll und leicht. Ohne Bauchansatz, ohne knisternde und knackende Knochen, überanstrengte Sehnen, grautiefe Falten und Atemnot. Wie gern wäre Max noch einmal zwölf gewesen oder zwanzig, als noch kein (kaum ein) trüber Gedanke seine Lebensbahn gekreuzt hatte, als er noch frei war, voller Willen und Zukunft, was kostet die Welt? Zwölf. Als sein Körper noch gehorchte und die Luftschlösser noch Schlösser waren. Zwanzig. Als er den Rausch kannte, doch nicht die Sucht; die Liebe, aber nicht die Beziehung. Es waren seine glücklichsten Jahre, obwohl, nein, w-e-i-l er überzeugt war, *the best is yet to come*. Wie gern wär' er noch mal zwölf oder zwanzig. Höchstens zweiundzwanzig. Denn ein Jahr später ging er nach Amerika, war erfolgreich bis zum Platzen, doch ab da ein Gefangener. Und *Jamila*? Ein großes Glück, aber eins mit einem zweiten Gesicht, denn es war abhängiges Glück, geknüpft an einen anderen. Risiko und Chance hatten sich aneinandergekettet. Und damit wohnte dem Glück auch die Angst inne, es zu verlieren. Und wie man weiß, Max verlor es. Darum war er jetzt hier. Darum keuchte er. Darum brannte seine Lunge. Und darum wünschte er sich, seinen besten Freund zu fällen.

Die *Encierro* hatte gut begonnen, trotz des Regens. Die Stiere waren aus ihrem Gehege gestürmt, steil die *Santo Domingo* hinauf, stark waren sie, voller Kraft, ihr Horn zerschnitt die Luft wie eine Sense. Bald hatten sie die Nachhut der Läufer eingeholt. Krach, da hatte der erste *Toro* mit harter Stirn sein Opfer erwischt. Der Mann wurde am Gesäß getroffen und einfach ein Stückchen hochgehoben. Wie ein Hürdensprinter saß er auf dem Kopf des Stieres, ein Bein nach vorn gestreckt, das andere zurückgewinkelt, seine Arme ruderten verzweifelt zur Seite, als könne er in dieser komischen Stellung sein Gleichgewicht halten. Wie beim Rodeo rutschte er jetzt über den Rücken des Stiers und plumpste direkt vor die Beine des nächsten. Als die Herde über ihn hinweggetrampelt war, rappelte er sich auf, fühlte, daß nichts gebrochen war und marschierte freudestrahlend in die nächste Sanitätsstation.

Inzwischen waren die Stiere weiter über das feuchte Kopfsteinpflaster gerannt, hatten bei den Läufern reiche Beute gemacht, aber ohne jemanden ernstlich zu verletzen. Einer allerdings hatte mächtig Glück gehabt. Kurz vor dem ersten Stier war er in seinen Vordermann gelaufen und *koppheister* gegangen. Als der Mann vor dem verdutzten Stier eine Rolle vorwärts machte, schlitzte dessen rechtes Horn kurz unterhalb des Gürtels seine Hose auf, griff sich in einem Zug auch die Unterseite des Hemdes und kam erst zehn Zentimeter höher wieder zum Vorschein. Das arme Tier konnte praktisch nichts dafür, es war keine Attacke, nur ein dummer Zufall. Ein dummer Zufall war auch, daß der Mann unter die rote Schärpe einen festen Lederriemen durch seinen Hosenbund gezogen hatte. Und deshalb wurde er mehrere Meter von dem Stier mitgeschleift, Kopf nach unten, Menschenbeine zwischen Rinderbeine baumelnd, bevor die Gürtelschnalle brach und sein Besitzer auf den Boden plumpste. Außer mehreren Hufschlägen war dem Mann nichts passiert, das Horn hatte die Haut nur gestreift. Wäre der Läufer nur ein paar Zentimeter größer gewesen, oder hätte er seine Rolle anders angesetzt, nun, der Stier hätte ihn unweigerlich da erwischt, wo die Nahrung ihren Ausgang hat.

Dann kam die Neunzig-Grad-Kurve. Sie ist schon eng für einen Menschen, erst recht für ein ungestüm anrennendes Tier von einer halben Tonne Kampfgewicht, aber heute, bei dieser Witterung, war es fast ein Ding der Unmöglichkeit, heil um den Winkel herum zu kommen. Und deshalb knäuelten sich bereits kurz nach dem

Startschuß die ersten Läufer auf den Steinen. Sie waren ausgerutscht, dem Vordermann in den Rücken gelaufen, hatten sich gegenseitig umgerannt, beim Fallen mitgerissen. Wie die Tölpel krabbelten sie herum, richteten sich auf, fielen erneut, als wäre der Boden aus Schmierseife, stolperten nach vorn, zogen sich verzweifelt die Barrikaden hoch. Ein komisches Bild, von den Balkonen brüllten die Zuschauer vor Vergnügen. Als aber die Herde auftauchte, hatte die *Slapstick*-Idylle ein Ende. Panik ergriff die, die auf dem Boden lagen, und die, die die Kurve noch vor sich hatten, rannten schneller, als sie hätten rennen sollen. Und so wurde das Knäuel nicht kleiner, sondern größer, und das Gestrampel der dort Liegenden wurde immer verzweifelter, die Schreie lauter, ihre Angst war greifbar. Jetzt stürzten die *Toros* heran, noch immer als feste Gruppe laufend. Gleich das erste Tier schlitterte längelang über den Asphalt. Verzweifelt nach Halt suchend, der Körper ganz verbogen, drei Beine in der Luft, rutschte es wie eine führerlose Lok in eine Menschengruppe, die sich zum Schutz flach auf die Steine gelegt hatte und ihre Hände stramm auf den Hinterkopf preßte. Es war ein Ochse. Beim Versuch, sich aufzurappeln (Umstehende drückten und schoben, zogen ihn am Schwanz und schlugen mit gerollten Zeitungen auf ihn ein) traf das hilflose Tier...

*„Sieh nur, wie es daliegt, das arme Geschöpf, sieh nur, die Augen, wie bei einem Kälbchen. Und das süße Mäulchen. Was tut man ihm nur an?“*

...traf das hilflose Tier zwei Männer und eine Frau mit dem Huf, dann stürmte es davon. Seinen Artgenossen ging es nicht besser. Die meisten verloren den Stand, einer gar die Richtung. Den herbeieilenden Schäfern gelang es nur mit Mühe, den *Toro* wieder nach Vorwärts zu lenken. Und einer der Ochsen wurde bei einer Karambolage durch das Horn eines heranrutschenden Stiers verletzt. In dem Durcheinander brach die Gruppe der Stiere vollends auseinander. Von nun an liefen sie als Paare oder Einzeltiere weiter, und das machte sie noch gereizter. Zurück blieb eine Handvoll leicht und nicht ganz so leicht Verletzter. Und ein völlig verstörter Novize, der sich im letzten Augenblick hatte retten können. Er kauerte mit verklebten Haaren, schockartig aufgerissenen Augen und weit aufgeschlitzter Hose auf der anderen Seite der Barrikade und spielte ein altes Kinderlied in seine Mundharmonika, wieder und wieder und wieder.

Max und Felix waren jetzt auf der langen Geraden, der *Calle Estafeta*. Max hielt sich knapp hinter Felix, suchte nach einer Gelegenheit, ihn stolpern zu lassen, es mußte ja nicht unbedingt am *Meson Pirineo* sein. Ursprünglich hatte van Baccum auf einen Ausrutscher gehofft. Aber diesen Gefallen würde ihm Felix nicht tun, er lief sicher wie ein Seiltänzer. Jetzt waren die Stiere auf Sichtweite. Schnaubend stampften sie heran, und ihr Hufschlag war wie Geschützdonner, eine schwarze Phalanx aus Hörnern und Muskelmasse, die einen geschwächten, davoneilenden Feind überrannte. „Komm, Felix, ich will einen Stier berühren.“ „Du bist verrückt.“ „Ja, das bin ich, aber stell Dir vor, ich täte es nicht! Mein ganzes Leben würde ich mir Vorwürfe machen.“ Max ließ sich ein paar Meter zurückfallen. „Komm, Felix, wir tun es zusammen. Aus alter Freundschaft. Nur Du und ich.“ „Du bist verrückt.“ Felix lachte, lachte seine Angst weg, dann war er bei Max. „Gib’ mir Deine Hand!“ Sie strahlten einander an wie Heranwachsende, und sie sahen das Gestern in ihren Augen, all das Gute, Unschuldige ihrer Jugend, vergessen die Garstigkeit des Mittelalters, das Geviert, in



dem sie reich geworden waren, die Riten und Regeln ihres schrill-öden Lebens. Schnaubend stampften die Stiere heran, und ihr Hufschlag war wie Geschützdonner.

Da zieht Max mit einem kräftigen Ruck seinen Freund zu sich heran, daß ihre Hüften aneinanderprallen, und er schiebt sein linkes Bein nach vorne. Felix verliert sein Gleichgewicht, stolpert, greift nach der Hand seines Freundes, aber greift ins Leere, schaut Max an, nein, nicht entsetzt, verdutzt schaut er, ungläubig, irritiert. Seine Beine haben den Boden verlassen, es ist ein Moment scheinbarer Schwerelosigkeit. Felix rotiert um die eigene Achse, die Arme wedeln nutzlos wie die Flügel eines Huhns, und er stößt einen Schrei aus, dann liegt er auf dem Pflaster. Für Sekundenbruchteile ist er regungslos, dann fühlt er, was los ist, sieht noch immer verstört zu Max hinüber. So hilf mir doch! Felix versucht aufzustehen, doch es gelingt ihm nicht. Vielleicht hat er sich den Knöchel gebrochen, vielleicht ist eine Sehne gerissen, vielleicht ist es nur der Schock. Ganz sicher fragt er sich: Warum? Max ist zur anderen Seite gesprungen, seine Augen sind, wie sie waren, als er das Reh erschlug, als er Sarah rasierte, als er den Fettsack zwang, die Glut auf sich auszudrücken, als er Kyritz' Nase brach, als er auf Mensur stand. Die Bilder liefen rückwärts. In dem Moment kommt der Stier herangerast. Felix' ruckartige Bewegungen, sein hilfloser Versuch, zur Seite zu humpeln, sein wildes Gestikulieren und seine verzweifelten Schreie machen den *Toro* erst auf ihn aufmerksam. Da kommt er heran, der Stier, laut atmend, nervös wie die Läufer, unsicher, angestachelt durch die Zuschauer und angeboren aggressiv. Und da ist dieses zappelnde Wesen, halb kniend, halb aufgerichtet, wie ein Vogel, der aus dem Nest gefallen ist, voller Panik, Augen und Mund weit aufgerissen. Der Stier senkt den Kopf, senkt ihn tief wie bei der *Muleta*, macht einen Sprung nach vorn, und er trifft sein Opfer mit dem Horn, trifft es im Oberschenkel, und er schleift es über das Pflaster, rutscht selbst dabei aus, und er quetscht es mit aller Wucht gegen die Holzbarrikade, daß Becken und Knie zerspringen. Man konnte es meterweit krachen hören, trotz all dem Lärm.